

DämonenKiller

Gruselroman

Paul Wolf

Die Monster aus der Geisterstadt



Nr. 40

DM 1,20

Österreich 8,-

Schweiz Fr. 1,50

Niederl. 1,-

Frankreich FF 1,40

Belg. Flun. 1,-

Spanien Ptas 30

Aus dem Leben eines Exorzisten

040

Die Monster aus der Geisterstadt

von Paul Wolf

Die Hauptpersonen des Romans:

Dorian Hunter - Der Dämonenkiller Im Kampf gegen Monsterhorden.

Machu Picchu - Die Alpträume der Inka-Prinzessin werden schreckliche Wirklichkeit.

Arturo Pesce - Ein schurkischer Abenteurer.

Huica - Oberpriester der Inkas.

James Rogard und Abraham Coe - Zwei Wissenschaftler verfallen dem Wahnsinn.

Von irgendwoher aus dem Dschungel ertönte die schaurige Kakophonie der Brüllaffen, als Jean Daponde die Tempelanlagen der Inka-Stadt Manoa betrat.

Er hatte es eigentlich noch immer nicht recht fassen können, daß er sich hier im sagemumwobenen El Dorado befand, dem Forscher und Abenteurer seid Jahrhunderten nachjagten. Es war mit dem normalen menschlichen Verstand auch kaum zu begreifen, daß diese Stadt - so wie er sie hier sah - sich noch vor kurzem in der Vergangenheit befunden haben sollte und durch einen unerklärlichen Vorgang in die Gegenwart geschleudert worden war.

Diese Stadt war mit allen ihren Bewohnern durch die Zeit

gereist. Aber so fantastisch dies auch war, Jean Daponde war an einem noch viel fantastischeren Phänomen interessiert. Er versuchte sich nicht erst den Kopf darüber zu zerbrechen, wie die Versetzung einer so großen Stadt durch die Zeit möglich sein konnte. Er wollte es als gegeben hinnehmen; sich mit dieser Tatsache abfinden. Sollten andere dieses Mysterium zu ergründen versuchen. Er wollte ein anderes Rätsel lösen - das Geheimnis der schlafenden Inka-Prinzessin ergründen. Und er glaubte, daß er sich auf dem richtigen Weg befand.

Seine Gefährten hatten sich bei dem Gebäude, in dem sie Quartier bezogen hatten, zu einer Lagebesprechung zusammengefunden. Sie berieten darüber, wie sie bei der Schatzsuche vorgehen sollten. Jean Daponde aber ließ das Gold, das irgendwo in den Gewölben von Manoa verborgen sein mochte, kalt. Das Quipu, das Dorian Hunter ihm freundlicherweise zur Entschlüsselung überlassen hatte, über die Schulter geworfen, marschierte er zielstrebig auf das Tor des dreißig Meter hohen Sonnentempels zu. Es erinnerte ihn mit seinen vielen Steinreliefs irgendwie an das berühmte Sonnentor am Titicacasee, obwohl sich die dargestellten Szenen grundlegend voneinander unterschieden.

Als er nun noch wenige Schritte von dem stufenförmig angeordneten Pyramidentempel entfernt war, traten aus dem Inneren vier Priester durch das Tor ins Freie. An ihrer Kleidung erkannte der Inka-Forscher sie sofort als Angehörige der Kaste der Opferpriester.

Er schauderte, als er sich unwillkürlich fragte, wie viele Menschen von ihnen schon geopfert worden waren. Doch der Dämon, auf dessen Geheiß sie gehandelt hatten, war zum Glück nicht mehr; und nun würde hoffentlich niemand mehr auf die bekannte bestialische Art im Nebenfluß des Orinoco ertränkt werden.

Seit dem Tod des Dämons zeigten die Opferpriester keinerlei Feindseligkeiten mehr, sie verhielten sich ihnen gegenüber

zurückhaltend und scheu; ja, sie legten sogar eine überraschende Unterwürfigkeit an den Tag.

Huica, der Wortführer der Priester, kniete plötzlich vor Daponde nieder, senkte demütig das Haupt und sagte in altertümlichem Spanisch: „Seid gnädig, Konquistadores, und stört nicht den heiligen Schlaf der Prinzessin Machu Picchu!“

Daponde hatte nicht vor, sich auf Diskussionen einzulassen, sondern wollte von seiner Autorität Gebrauch machen, um ans Ziel zu kommen. Von Dorian Hunter und im Umgang mit den Inkas hatte er deren Sprache ein wenig gelernt, so daß er sich leidlich mit ihnen verständigen konnte.

„Gebt mir den Weg frei!“ verlangte er barsch.

Die Priester zögerten. Huica erhob sich langsam. In seinem Gesicht zuckte es. Er schien noch einen Einwand vorbringen zu wollen, doch als er Dapondes entschlossenen Blick sah, wußte er, daß jede Widerrede zwecklos war.

Die Priester gaben den Weg frei und zogen sich in den heiligen Bezirk zurück, wo ihre Unterkünfte lagen.

Daponde sah ihnen nach, bis sie seinen Blicken entschwunden waren, dann betrat er das Innere des Sonnentempels, in dem die schlafende Machu Picchu aufgebahrt war.

Es gab nur einen einzigen Raum, der verhältnismäßig schmucklos war. Er wurde von einem halben Dutzend Fackeln erhellt. An der einen Wand hing die unvermeidliche Sonnenscheibe - aus purem Gold. Aber sie war das einzig Wertvolle. Die sonst üblichen Ziergegenstände, die die Inkas den von ihnen verehrten Toten beistellten, fehlten; es gab nicht einmal Vasen, Krüge oder Schalen aus Porzellan.

In der Mitte stand ein grob behauener Steinquader, der zwölf Fuß lang, sechs Fuß breit und drei Fuß hoch war. Der Stein war

vom getrockneten Blut der Opfer dunkel gefärbt; das Blut klebte in zentimeterdicken Schichten darauf und bildete Klumpen, die wie Wucherungen aussahen.

Und auf diesem Sockel lag Machu Picchu. Sie sah wie eine Schlafende aus - und sie schlief wohl auch; es war bisher noch nicht gelungen, sie zu wecken. Der Biologe James Rogard hatte sie untersucht. Ihr Puls schlug nicht, und als er ihr einen Spiegel vor Mund und Nase hielt, beschlug sich der Spiegel nicht; sie schien nicht zu atmen.

Dennoch war auch der Biologe überzeugt, daß sie nicht tot war.

Der Dämon hatte sie in diesen Zustand versetzt. Deshalb verblüffte es alle Eingeweihten - und besonders Dorian Hunter -, daß sie nach seinem Tod nicht aufgewacht war. Nur Jean Daponde wunderte sich nicht. Er hatte das Quipu auf seiner Schulter soweit entziffert, daß er es für den Zustand der Inka-Prinzessin verantwortlich machte.

Das Quipu barg aber noch Geheimnisse, die er bislang nicht gelöst hatte. Verschiedene Anzeichen wiesen auf einen Zauber hin, der weit über den Tod des Dämons hinausreichte. Und einige Knoten deuteten auch auf einen Jahrhunderte währenden magischen Kalender hin. Konnte das bedeuten, daß die Vergangenheit mit der Gegenwart untrennbar war? So wie die Knotenschnüre des Quipu?

Machu Picchu war schön. Jean Daponde hatte schon immer gewußt, daß die Inkas ein edles Volk waren. Aber der Anblick der lebenden Inka-Prinzessin - wenngleich sie scheintot war - raubte ihm förmlich den Atem.

Sie war klein, nicht einmal ein Meter sechzig groß, und hatte eine knabenhafte Figur mit kleinen, harten Brüsten - Daponde zog beschämt seine Hand schnell wieder zurück - und einem schmalen Becken. Ihr Gesicht hatte den rötlichen Teint, war aber nicht so breitflächig wie das anderer Inkas. Ihre etwas zu

groß geratene Nase war geradezu klassisch-griechisch. Ihr schwarzes, bis zu den Hüften reichendes Haar war über den Stein ausgebreitet und strahlenförmig angeordnet; als sollten dadurch die Sonnenstrahlen symbolisiert werden. Selbst im Schlaf erinnerte sie an eine kampfbereite Wildkatze. Das bemalte Hüfttuch hatte sich vorn etwas geteilt, so daß er ihre makellosen Beine bis über die Knie hoch sehen konnte.

Daponde beleckte sich unwillkürlich die Lippen. Wenn sie nun die Augen aufgeschlagen, ihr Busen sich gehoben und gesenkt hätte - wie begehrenswert wäre sie dann erst für ihn gewesen.

Der kleine Franzose mit dem roten Vollbart wischte solche Gedanken hinweg.

„Ich werde dich aus deinem Schlaf wecken, kleine Machu Picchu“, murmelte er und breitete das Quipu auf ihrem Körper aus.

Hatte es nicht gerade in ihrem Gesicht gezuckt? Hatte die Berührung mit dem Quipu nicht eine Reaktion bei der Schlafenden hervorgerufen?

Daponde breitete die mehr als zwanzig verschiedenfarbigen Knotenschnüre über den kalten Körper der Inka-Prinzessin. Ja - sie war kalt; und auch die Luft war kalt; als würde ihr Körper alle Wärme in sich aufsaugen.

Irgendwo hinter ihm war ein Geräusch. Er drehte sich gehetzt um, sah aber nichts. Es hatte sich so angehört, als würden sich die Steinquader, aus denen der Sonnentempel gebaut war, verschieben; als würden Steine gegeneinanderreiben.

Vielleicht brachte er den Tempel zum Einstürzen, wenn er mit dem Quipu manipulierte? Daponde belächelte seine närrische Angst. Und doch war er sicher, daß hier Kräfte am Werk waren, die vorerst vielleicht noch schlummerten, die aber mit dem menschlichen Verstand nicht zu begreifen waren; und

schon gar nicht mit einem wissenschaftlich geschulten Verstand.

„Ich weiß, wie ich dich wecken kann, kleine Prinzessin“, flüsterte der Franzose. „Mit Hilfe dieses Quipu werde ich dich von dem Fluch befreien.“

Er nahm eine rotgefärbte Schnur zwischen die Finger, rieb vorsichtig über die Knotenkette und öffnete blitzschnell den untersten Knoten der Schnur.

Der Körper Machu Picchus zuckte wie unter einem Schlag zusammen.

Jean Daponde hielt den Atem an. Er war auf dem richtigen Weg; er war dabei, das Geheimnis des Quipu zu enträtseln.

Wieder öffnete er mit zitternden Fingern einen Knoten. Diesmal einen fünffachen. Ein seltsamer Laut entrang sich der Kehle des Mädchens. Daponde wertete das als erstes Anzeichen dafür, daß sie im Aufwachen begriffen war.

Minuten später hatte er alle Knoten der roten Schnur gelöst. In Machu Picchu kam jetzt Leben. Ihr Körper machte langsame Schlangenbewegungen. Ihre Körpermitte rotierte wie bei einer Bauchtänzerin. Ihre geschlossenen Lider zuckten.

„Öffne die Augen, Machu Picchu!“ sagte der kleine Franzose beschwörend.

Ihm war plötzlich heiß. Schweiß perlte über sein Gesicht und glitzerte wie Tau in seinem Bart.

Das Inka-Mädchen warf sich herum. Ihre Arme zuckten, und dabei knackten ihre Gelenke; als wären sie eingerostet gewesen. Dann streckte sie die Arme steif in die Luft. Wieder kam ein seltsamer Ton über ihre Lippen. Wollte sie etwas sagen? Ihre makellose Haut bekam plötzlich Flecke, die sich bläulich verfärbten. Was bedeutete das?

Daponde hatte aus den Knotenschnüren herausgelesen, daß ein langer Traum für den Schlaf der Inka-Prinzessin

verantwortlich war. Wovon träumte sie jetzt? Sie warf den Kopf hin und her und schnitt Grimassen - als hätte sie furchtbare Alpträume.

„Ich werde dich ...“

Daponde unterbrach sich, als er wieder das Mahlen gegeneinanderreibender Felsquader vernahm. Der Tempel schien in seinen Grundfesten zu erbeben, als ob übernatürliche Kräfte an dem wuchtigen Bauwerk rüttelten.

Machu Picchu bäumte sich auf. Sie schnellte hoch und sackte dann wieder kraftlos zurück. Dann lag sie entspannt da, bis Daponde den nächsten Knoten löste.

Da erhielt er plötzlich einen Schlag gegen eine Schulter. Der Schlag traf ihn mit solcher Wucht, daß Daponde sich um seine eigene Achse drehte; und bevor er noch stehenbleiben konnte, wurde er von neuem getroffen. Diesmal prallte ein dunkler Schatten wie eine Gewitterwolke gegen seine Brust, hob ihn vom Boden hoch und schleuderte ihn durch die Luft.

Daponde konnte den Angreifer nicht genau erkennen. Der Schmerz machte ihn blind und taub. Er hatte das Gefühl, daß er mitsamt dem Quipu durch die Luft segelte - nein, schwebte. Ja, er schwebte, und als er auf den Boden aufprallte, war ihm, als tauchte er in die Fluten eines Gewässers ein; ein Meer aus rotem Wasser, das aus seinem Arm quoll, der plötzlich wie ein abgetrennter Stumpf aussah. Krallen durchschnitten die in Blut getauchte Sphäre, wirbelten Daponde wieder empor und schleuderten ihn wie ein Spielzeug davon.

Obwohl er keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte, klammerte er sich instinktiv an das Quipu wie an einen rettenden Strohalm. Und auf einmal wußte er, was das alles zu bedeuten hatte. Er war auf dem richtigen Weg gewesen, die Inka-Prinzessin von ihren Alpträumen zu erlösen. Aber auf irgendeine unerklärliche Art war er selbst in diesen Alptraum geraten; und das hatte tödliche Folgen für ihn.

Das schattenhafte Ding mit den furchtbaren Krallen zerriß ihn förmlich in der Luft.

Der gespenstische Schrei ließ sie erstarren. Er kam nicht aus dem Dschungel, sondern aus der Inka-Stadt - vom Sonnentempel. Der Schrei war so durchdringend, daß er selbst das Gekreische der Brüllaffen übertönte.

Arturo Pesce hatte gerade vorgeschlagen: „Nehmen wir uns die Inkas vor. Es wäre doch gelacht, wenn wir sie nicht zum Sprechen brächten.“

„Kommt nicht in Frage“, lehnte Dorian Hunter ab.

Alle anderen stimmten ihm zu.

Pesce grinste auf seine widerwärtige Art und meinte: „Wie wäre es dann mit der Inka-Prinzessin? Mit ein paar Leibesübungen könnte ich ihre Träume erotisch gestalten und ...“

Der Schrei brachte ihn zum Verstummen. Es war der Schrei eines Menschen in höchster Todesnot; der Schrei eines von namenlosem Grauen Geschüttelten. Tatsächlich hörte es sich so an, als schrie sich jemand die Seele aus dem Leib.

Der Schrei ging einem durch Mark und Bein; er klang deshalb so besonders grausig, da er immer wieder abbrach, als ob sein Urheber seine Kräfte sammeln müßte, um dann seine Qual erneut in die Welt hinauszubrüllen.

Dorian faßte sich als erster.

„Es kommt vom Sonnentempel“, sagte er und ließ seinen Blick über die Umstehenden schweifen. „Nur Daponde fehlt.“

„Ich habe ihn vorhin mit dem Quipu zu den Tempelanlagen schleichen sehen“, meldete David Astor, der Missionar.

Dorian hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Er rannte, als sei der Teufel hinter ihm her. Als er das Tor in der Mauer der Tempelanlagen erreichte, prallte er zurück, als wäre er gegen

ein unsichtbares Hindernis gerannt.

Der Anblick, der sich ihm bot, war selbst für den Dämonenkiller zufiel. Er faßte sich aber sofort und lief weiter. Als er die sterblichen Überreste Dapondes erreichte, hörte er hinter sich jemand würgen, und dann übergab sich derjenige hemmungslos.

Daponde war nur noch ein unförmiger, blutbesudelter Fleischklumpen. Mit der Rechten hielt der Inka-Spezialist immer noch das Quipu umklammert. Seltsamerweise hatte keine der Knotenschnüre auch nur einen Blutspritzer abbekommen.

Dorian war benommen.

„Hunter“, kam es da kaum verständlich über die Lippen des Sterbenden. „Das Quipu - geleitet Machu Picchu durch ihre Alpträume. Ungeheuer ... schreckliche Gefahr. Ich ... wollte sie wecken, aber da.. .erwischte es mich. Nehmen Sie ... Quipu. Es droht Gefahr. Wecken Sie ...“

Jean Daponde starb, bevor er den Satz vollenden konnte.

Dorian sah, wie Jeff Parker seine Freundin Sacheen am Arm nahm und sie aus den Tempelanlagen führte.

Arturo Pesce stand kreidebleich gegen eine Wand gelehnt und hatte die Augen geschlossen.

David Astor schlüpfte aus seiner Kutte und breitete sie über die sterblichen Überreste Jean Dapondes.

„Wer kann diese abscheuliche Tat begangen haben?“ fragte er und blickte zu den Gebäuden, wo einige Inka-Priester aufgetaucht waren.

Dorian hob das Quipu auf und entdeckte, daß einige Knoten geöffnet waren. Er blickte zum Eingang des Tempels hinüber.

Jean Daponde mußte die volle Wahrheit erkannt haben, war aber nicht mehr in der Lage gewesen, mehr als einige Andeutungen zu machen. Er hatte sein Geheimnis mit ins Grab

genommen.

Dorian schritt wie in Trance auf den Tempel zu. Das Quipu lastete wie ein zentnerschweres Gewicht in seiner Hand. Er stieg automatisch die Stufen zum Eingang hinauf und betrat das Innere des Tempels.

Als sich seine Augen an die veränderten Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, sah er, daß die Inka-Prinzessin friedlich auf dem Steinsockel lag. Ihm war nur, als hätte sie ihre Lage etwas verändert, aber sicher war er sich nicht.

Draußen kreischte Arturo Pesce: „Sucht nicht lange nach den Schuldigen! Da habt ihr sie! Die Spanier werden schon gewußt haben, warum sie die Inkas ausrotteten. Diese scheinheiligen Bestien haben Daponde auf dem Gewissen.“

Neben Dorian tauchte ein Schatten auf. Es war der Opferpriester Huica. Sein Gesicht war ausdruckslos wie immer; nur seine Blicke wanderten unruhig umher - von Dorian zu der schlafenden Machu Picchu, über das Quipu und suchten dann wieder Dorians Blick.

Dorian erwiderte den Blick.

Da sank der Opferpriester auf die Knie und bat in altertümlichem Spanisch: „Laßt die Prinzessin im heiligen Schlaf ruhen, Konquistadores! Weckt nicht die Schrecken ihrer Träume!“

Dorian nickte leicht mit dem Kopf, dann wandte er sich abrupt ab und ging ins Freie.

Der Tempelhof zeigte drei große Blutlachen, so als hätte eine ungeheure Macht Daponde immer wieder zu Boden geschleudert.

Daponde war Machu Picchus Geheimnis auf der Spur gewesen und hatte mit dem Leben bezahlen müssen.

Der kleine Franzose hatte immer wieder die Vermutung geäußert, daß zwischen der Inka-Prinzessin und dem Quipu

eine magische Symbiose bestehen würde. Was immer er mit dem Öffnen der Knoten beabsichtigte, es hatte nicht den gewünschten Erfolg gebracht, sondern ihm das Leben gekostet. Und wollte Daponde Dorian vor seinem Tod nicht das gleiche raten wie soeben Huica? Nämlich, daß man Machu Picchu ruhen lassen sollte? Als Daponde sie wecken wollte, war er zerrissen worden. Von wem?

„Weckt nicht die Schrecken ihrer Träume!“ hatte der Inka-Priester verlangt. Und Dapondes letzte Worte waren gewesen: „Wecken Sie...“ Machu Picchu nicht, fügte Dorian in Gedanken hinzu.

Dorian kam zu der Ansicht, daß man Machu Picchus Träume vorerst nicht stören sollte.

Sie hatten Jean Daponde begraben, das heißt, das was von ihm übriggeblieben war. David Astor war wieder in die blutbefleckte Mönchskutte geschlüpft und hatte die Grabrede gehalten. Es war bezeichnend für ihre Unsicherheit und die Angst vor der unbekannten Gefahr, daß sie auch während der kurzen Trauerfeierlichkeiten ihre Waffen nicht abgelegt hatten.

Dorian beschloß danach, die Situation auszunutzen, um die Männer dazu zu bewegen, dieser Inka-Stadt, auf der der Fluch eines Dämons lastete, den Rücken zu kehren. Aber obwohl den Männern die Angst in den Knochen saß, war ihre Gier nach Gold größer. Bei einer Abstimmung stellte sich heraus, daß nur er selbst und Parkers Freundin Sacheen für eine Rückkehr in die Zivilisation waren. Die anderen brachten mannigfaltigste Gründe und Argumente vor, um hierbleiben zu können.

„Ich habe Hunderttausende in diese Expedition gesteckt“, argumentierte Parker. „Einige meiner Freunde mußten ihr Leben lassen. Und wofür das alles? Daß ich jetzt mit leeren Händen zurückkehre? Wir haben etwas geschafft, was noch niemandem vor uns gelungen ist. Wir haben das Land El

Dorado gefunden. Wir sind in der Inka-Stadt Manoa. Jetzt kann mich nichts davon abhalten, ihre Geheimnisse zu ergründen. Das ist sicherlich auch im Sinne der Wissenschaftler.“

Der Anthropologe Abraham Coe, die Biologen James Rogard und James Wood und natürlich auch der Missionar David Astor, dem es die Inka-Kultur angetan hatte, stimmten zu.

Elliot Farmer steckte seinen Stenogrammblock weg, klemmte sich den Schreibstift hinters Ohr und spuckte in weitem Bogen seinen Priem aus, während er sich den Cowboyhut ins Genick schob.

„Ich habe den größten Knüller zu Papier gebracht, aber ich kann meine Aufzeichnungen auf den Lokus hängen, wenn ich sie nicht effektiv abschließe. Ich bleibe auch, wenn es sein muß, allein hier zurück.“

Auf mich kannst du zählen, Elliot“, sagte Jörn Geregaad. Der hünenhafte Däne, mit dem von der Sonne gebleichten Blondbart, der wegen seines offenen Wesens allen sympathisch war, sprach auch diesmal ehrlich aus, was ihn zum Hierbleiben bewegte. „Wenn wir den Inka-Schatz finden, bin ich fein heraus. Ich brauche dann nie mehr wieder reiche abgetakelte amerikanische Witwen zu besteigen.“

Elmar Freytag, den alle für einen deutschen Defraudanten hielten, der sich vor brasilianischen Erpressern in den Dschungel flüchtete, schloß sich Geregaads Argumenten an.

Arturo Pesce, den sie auch „Spaghetti“ nannten, weil er so schlüpfrig war wie die Nationalspeise seiner Heimat, sagte überhaupt nichts. Er war sich viel zu gut, um irgendeine Stellungnahme abzugeben. Außerdem war auch keiner neugierig darauf, was er zu sagen hatte. Niemand, nicht einmal Geregaad, mit dem er öfter zusammensteckte, konnte ihn so richtig leiden. Und für Sacheen war er ein rotes Tuch. Während Jeff Parker im Dschungel verschollen gewesen war, hatte er ihr

nachgestellt. Als Erinnerung daran hatte er nun eine lange Narbe, die sich über seine rechte Gesichtshälfte zog und von der Bekanntschaft mit ihrer Peitsche stammte.

Dorian seufzte und deutete zu dem Hügel mit dem einfachen Holzkreuz, unter dem Daponde begraben war.

„Gut, ihr habt euch entschieden“, sagte er. „Hoffentlich bekommt Daponde nicht bald Gesellschaft.“

„Glaubst du noch immer, Hunter, daß du uns mit deinen Schauergeschichten Angst einjagen kannst?“ rief Pesce spöttisch.

Dorian hob besänftigend die Arme.

„Kein Wort mehr“, versprach er. „Ich sehe ein, daß meine Warnungen ungehört bleiben. Ihr wollt den Schatz suchen, von dem ihr nicht einmal wißt, ob er überhaupt existiert. Die Inkas jedenfalls behaupten, daß es keine Schätze in Manoa gibt. Aber bitte, ich schließe mich der Mehrheit an. Wie stellt ihr euch die Schatzsuche vor? Ich würde vorschlagen, daß wir uns in drei Gruppen aufteilen. Das garantiert uns einen einigermaßen ausreichenden Schutz und gibt uns gleichzeitig auch einen größeren Aktionsradius als wenn wir zusammenblieben.“

„Wovor hast du denn Angst, Hunter, wenn du den Inkas vertraust?“ erkundigte sich Pesce.

„Vor den unbekannten Mächten, die Daponde auf dem Gewissen haben“, erklärte Dorian. „In diesem Zusammenhang möchte ich allen raten, sich von der schlafenden Inka-Prinzessin fernzuhalten. Sie stellt noch einen zu großen Unsicherheitsfaktor dar. Wer weiß, was passiert, wenn wir ihren Schlaf stören.“

„Jetzt kommt er uns schon wieder mit diesen Schauermärchen“, rief Pesce aus und verdrehte die Augen.

Aber nicht einmal Jörn Geregaad ging auf ihn ein.

„Dieser Hunter spielt sich auf, als wäre er der liebe Gott“, schimpfte Pesce, während er seine Pistole überprüfte.

Das Magazin war gefüllt, eine Patrone steckte in der Kammer. Er legte den Sicherungsflügel zurück und verstaute sie in der Tasche. Dann holte er die Tube mit der Insektensalbe hervor und rieb sich alle ungeschützten Hautstellen damit ein. Er war der einzige, der kaum unter den Moskitos und anderen Stechmücken zu leiden hatte. Die Salbe war nicht mit Gold aufzuwiegen. *Er* hatte sie den anderen sogar angeboten, doch nicht einmal Sacheen hatte von diesem Angebot Gebrauch gemacht, weil - wie sie sich ausdrückte - man danach wie alle Insassinnen eines Bordells zusammengenommen stank. Pesce empfand den Duft dagegen anregend und glaubte Sacheen drückte sich nur so aus, um ihn zu kränken; aber es ließ ihn kalt. Als er sich das Gesicht einrieb und seine Finger dabei die Narbe berührten, die von Sacheens Peitsche stammte, kam die Wut wieder in ihm hoch. Er würde sich bei dieser indianischen Nutte schon noch revanchieren.

Jörn Geregaad, der neben Pesce hockte und ebenfalls seine spärliche Ausrüstung überprüfte, grinste.

„Wenn ich die Augen schließe und tief einatme, meine ich, im Boudoir jener Senatorenwitwe zu sein, die mich zuletzt aushielt, bevor ich mich aus den Staaten absetzte“, sagte er.

„Fang du auch noch damit an“, knurrte Pesce.

„Hab dich nicht gleich so!“ Geregaad hob das Jagdgewehr und blickte durchs Zielfernrohr. Es war ein seltsamer Zufall, daß er plötzlich den Biologen James Rogard im Fadenkreuz hatte. Geregaad setzte das Gewehr ab und meinte: „Ich werde mich doch lieber an die Machete halten. Innerhalb der Stadt ist das Gewehr nur hinderlich.“

„Auf wen hast du denn gezielt?“ erkundigte sich Pesce gedehnt.

„Ich habe überhaupt nicht gezielt.“

„Aber du hast doch Rogard aufs Korn genommen. Er ist dir wohl ebenfalls im Weg?“

„Was willst du damit sagen?“

„Nichts weiter“, versicherte Pesce. „Nur daß mir Elmar als Begleiter lieber gewesen wäre. Der Deutsche ist mehr nach meinem Geschmack. Mit ihm kann man Pferde stehlen. Aber ich frage dich, was sollen wir mit den beiden Wissenschaftlern?“

„Ich verstehe noch immer nicht, worauf du hinauswillst“, sagte Geregaad.

„Dann überlege mal!“ Pesce griff sich eine Machete und teilte mit der rasierklingenscharfen Schneide ein dickes, behaartes Pflanzenblatt. Dabei sprach er im Plauderton weiter. „Hunter hat uns bewußt Rogard und Coe als Begleiter zugeteilt. Die beiden sollen uns bremsen. Wenn Elmar Freytag bei uns wäre, hätten wir bessere Chancen, den Schatz zu finden. Hunter, dieser Mistkerl, hat aber Elmar absichtlich von uns getrennt und mit Farmer, Wood und Astor zusammengesteckt. Bei dem Betbruder ist Elmar gut aufgehoben - und wir sind es bei den Wissenschaftlern.“

„Auf was für Gedanken du kommst!“ sagte Geregaad kopfschüttelnd. „Wir sind doch alle daran interessiert, den Schatz zu finden. Da ist es doch egal, wer zu welcher Gruppe gehört.“

„Hunter ist ein Wichtigtuer“, behauptete Pesce wütend. „Wer ist er denn überhaupt, daß er einfach das Kommando übernimmt und Befehle erteilt? Und ihr Waschlappen tanzt auch noch nach seiner Pfeife.“

„Nun, Dorian Hunter dürfte der einzige sein, der die seltsamen Vorgänge wenigstens einigermaßen zu begreifen scheint“, erwiderte Geregaad. „Oder kommst du da etwa mit, daß Manoa mitsamt den Inkas durch die Zeit in unsere Gegenwart gekommen sein soll? Und dann die spanischen

Soldaten, die aus dem 16. Jahrhundert stammen und plötzlich auftauchten? Ich möchte mir nicht den Kopf darüber zerbrechen, sonst werde ich noch verrückt. Hunter aber nimmt das alles als selbstverständlich hin. Du kannst gegen ihn sagen, was du willst, aber er ist der ruhende Pol in unserer Gemeinschaft. Ich vertraue ihm.“

„Er ist ein Blender“, behauptete Pesce. „Oder ein ganz gerissener Hund. Ich halte es sogar für möglich, daß er mit den Inkas unter einer Decke steckt. Warum sollte er verlangen, daß wir die Hände von ihnen lassen? Ich bin sicher, daß ich von den Inkas herausbekommen könnte, wo sie ihren Schatz versteckt haben.“

„Das könnte schon sein“, gab Geregaad zu. „Ich könnte mir auch vorstellen, daß diese Prinzessin, die angeblich schläft, etwas über den Schatz weiß.“

Pesce grinste.

„Kannst du etwa meine Gedanken lesen, Jörn?“ Er rückte näher an den Dänen heran und fuhr mit gesenkter Stimme vertraulich fort: „Vielleicht hast du dich auch schon gefragt, ob Hunter sich den Schatz nicht selbst unter den Nagel reißen und mit niemandem teilen möchte? Er hofft, uns auszuschalten, indem er uns Rogard und Coe anhängt. Aber wenn wir sie abschütteln, dann ...“

Pesce ließ den Rest unausgesprochen.

„Du siehst aus, als sei eine Welt zusammengestürzt, Dorian“, sagte Jeff Parker launisch. „Ich verstehe nicht, daß ausgerechnet du an Rückzug denkst, bevor die letzten Geheimnisse dieser Stadt ergründet sind. Wo dein Schicksal doch so eng mit den Inkas im allgemeinen und mit Machu Picchu verwoben ist.“

Dorian blickte der Gruppe von vier Männern nach, die als

erste zur Schatzsuche aufbrachen: dem Reporter Elliot Farmer, Elmar Freytag, der die unvermeidliche Fotoausrüstung bei sich trug, dem Biologen James Wood, der sicherlich lieber den Dschungel auf der Suche nach seltenen Insektenarten durchstreift hätte und dem Missionar David Aster, der die Spitze übernommen hatte. Es war abgemacht, daß diese Gruppe den Südteil der Stadt durchsuchen sollte.

„Mir wäre wohler, wenn wir noch unsere Sprechfunkgeräte hätten, Jeff“, sagte Dorian, ohne den Freund anzusehen. „Dann hätten wir wenigstens ständig Kontakt miteinander. So aber sind wir voneinander isoliert, kaum daß wir uns aus den Augen verloren haben.“

„Ich mache mir ernstlich Sorgen um dich, Dorian“, sagte Parker stirnrunzelnd. „Mein Gott, wenn ich daran denke, wie du damals auf Haiti im Kampf gegen Asmodi deinen Mann gestellt hast. Im Vergleich dazu bist du heute nur noch ein Schatten deiner selbst.“

„Damals wußte ich, mit wem ich es zu tun hatte“, erwiderte Dorian. „Im Vergleich zu den unbekannten Schrecken dieser Stadt war Asmodi eine sehr reale Bedrohung. Hier weiß ich nicht, woran wir sind. Ich grüble ständig darüber nach, wie Daponde gestorben ist.“

„Ich dachte, der Grund für seinen Tod sei darin zu suchen, daß er Machu Picchu aufwecken wollte.“

„Das vermute ich. Aber was passierte wirklich? Darüber denke ich ständig nach.“

„Denkst du nicht auch über andere Dinge nach?“ fragte da eine weibliche Stimme im Hintergrund.

Sacheen, die bisher schweigend dem Gespräch der beiden Männer gelauscht hatte, kam zu ihnen. Sie hatte ihr blauschwarzes Haar wieder zu zwei Zöpfen geflochten. Die Peitsche, die sie selbst beim Schlafen bei sich hatte, steckte zusammengerollt in ihrem Gürtel.

Dorian blickte hoch, und am Ausdruck ihrer Augen erkannte er, worauf sie anspielte. Er mußte unwillkürlich lächeln.

„Ist es nicht so, daß du nicht nur fort willst, um vor den unbekannten Gefahren zu flüchten?“ fuhr sie fort. „Mir machst du nichts vor, Dorian. Meine weibliche Intuition sagt mir, daß du einen noch viel wichtigeren Grund hast.“

„Deine weibliche Intuition wird mir langsam unheimlich“, sagte Dorian. „Du hast natürlich recht. Ich muß ständig an Coco denken und kann mich nur schwer auf andere Dinge konzentrieren.“

„Schade, daß ich keine Gelegenheit mehr hatte, sie kennenzulernen“, meinte Sacheen bedauernd. „Sie muß eine faszinierende Frau sein, wenn sie dich so stark beschäftigt.“

„Faszinierend? In der Tat, das war sie“, bestätigte Parker. Er klopfte Dorian auf die Schulter. „Aber die Welt ist voll von faszinierenden Frauen.“ Er deutete mit dem Kopf in Richtung des Sonnentempels. „Und eine davon ist Machu Picchu.“

Dorian nickte. Ja, Machu Picchu war eine faszinierende Persönlichkeit; aber sie war für ihn mehr ein geheimnisvolles, exotisches Subjekt. An ihr interessierte ihn mehr der Werdegang, der Leidensweg, das Schicksal. Coco dagegen ...

Dorian hoffte beinahe, daß bald etwas passierte. Irgend etwas. Nur damit er abgelenkt wurde und auf andere Gedanken kam. Doch er ahnte, daß dies nur die Ruhe vor dem Sturm war - daß bald etwas passierte, was jene Schrecken wieder heraufbeschwörte, die sich mit Dapondes Tod zurückgezogen hatten.

Außerdem war da noch Arturo Pesce, ein ganz mieser Typ, der jederzeit zu einem Schurkenstreich bereit war.

Dorian zuckte leicht zusammen, als der Italiener mit den anderen drei Männern seiner Gruppe zu ihnen kam.

„Dürfen wir uns abmelden, Hunter?“ fragte Pesce höhnisch.

„Ich hoffe, du fällst nicht aus dem Rahmen, Arturo“, erwiderte Dorian. „Euch gehört der Nordteil der Stadt. Das Gebiet um den Tempel herum überlaßt uns. Ich hoffe, daß es zu keinen Übergriffen auf die Inkas kommt. Das könnte nämlich zu unliebsamen Komplikationen führen. Bisher haben sie sich friedlich verhalten. Und so sollte es bleiben.“

„Na klar sind die Inkas friedlich“, erwiderte Pesce spöttisch. „Daß sie Daponde massakriert haben, das war ein reines Versehen.“

Parker funkelte den Italiener wütend an. „Hau schon ab!“

Und Arturo Pesce trollte sich tatsächlich. Parker war der einzige, dem er sich ohne Widerspruch unterordnete.

Als sich die vier Männer der zweiten Gruppe entfernten, meinte Dorian: „Mit Pesce gibt es bestimmt noch Schwierigkeiten. Ich verstehe immer noch nicht, wie du an einen solchen Miesling geraten konntest.“

„Ich hatte schon üblere Burschen in meinem Schlepptau“, erwiderte Jeff Parker. „Aber jeweils nur für einen kurzen Trip.“

Arturo Pesce ließ die beiden Wissenschaftler absichtlich vorangehen. Er fiel immer weiter zurück, und als Jörn Geregaad sich einmal nach ihm umblickte, winkte er ihn zu sich.

„Sollen Coe und Rogard die Führung übernehmen“, raunte Pesce dem Freund zu, als er mit ihm auf einer Höhe war. „Falls sie in eine Falle der Inkas laufen, sind wir sie wenigstens los.“

„Fängst du schon wieder damit an?“ regte sich Geregaad auf.

„Ich dachte, wir sind uns einig? Was spielst du auf einmal den Unschuldigen?“

„Ich lasse mich auf keine krummen Sachen ein. Dir traue ich allerdings zu, daß du Rogard und Coe im Ernstfall im Stich läßt.“

Pesce schüttelte grinsend den Kopf. „Davon kann keine Rede sein. Du mißverstehst mich auf der ganzen Linie.“

Er stieß Geregaad an und deutete auf einen Hauseingang, in dem für Sekunden das Gesicht eines Inkas auftauchte und sofort wieder verschwand.

„Du solltest eher den Inkas jede Gemeinheit zutrauen“, raunte er Geregaad zu. „So geheimnisvoll wie die tun, muß man doch zwangsläufig annehmen, daß sie was im Schilde führen.“

Pesce tat, als wollte er an dem Hauseingang vorbeigehen. Plötzlich wirbelte er jedoch herum, sprang mit einem gewaltigen Satz in das dunkle Tor und zückte gleichzeitig sein Buschmesser.

Als Geregaad die Situation erfaßte, hatte Pesce den Inka bereits aus seinem Versteck hervorgeholt. Er drückte ihn gegen die Wand und hielt ihm das Messer an die Kehle. Der Inka zeigte keinerlei Angst. Gefaßt blickte er seinen Gegner an.

Rogard und Coe waren durch die Geräusche auf den Zwischenfall aufmerksam geworden und kamen zurück.

„Was soll das, Pesce?“ rief Rogard ungehalten. „Warum bedrohen Sie den Mann?“

„Er hat uns belauert“, erklärte Pesce.

Er packte die Rechte des Eingeborenen am Handgelenk und drückte so lange zu, bis dieser die Faust öffnete. Die Hand des Inkas war leer.

Pesce, der wohl selbst nicht wußte, welche Entdeckung er sich erhofft hatte, war darüber so wütend, daß er den Inka bei den Haaren packte und seinen Kopf gegen die Wand schlug.

„Warum hast du uns beobachtet, du Hund?“ schrie er. „Los, rede! Sag schon, daß du uns in einen Hinterhalt locken wolltest!“

„Kommen Sie doch zur Vernunft, Pesce!“ verlangte Coe.

„Der Mann kann Sie doch überhaupt nicht verstehen.“

„Er soll uns zum Schatz führen“, beharrte Pesce. „Gold - verstehst du?“ brüllte er den Inka an „Gold! Oro!“

Zu ihrer aller Verblüffung nickte der Eingeborene und sagte dann etwas in Quechua, der Sprache der Inka.

„Hat einer verstanden, was er sagte?“ wollte Pesce wissen.

„Es hörte sich so an, als hätte er etwas von einem Versteck gesagt“, meinte der Anthropologe Abraham Coe unsicher. Er hatte nur noch einen Arm - den linken hatten ihm vor fünf Jahren Piranhas abgenagt und nur noch einen Stummel übriggelassen. Außerdem erinnerte noch eine graue Haarsträhne an dieses schreckliche Erlebnis. Als man ihn damals aus dem Tümpel rettete, war sein Haar an dieser Stelle urplötzlich ergraut. Schockwirkung.

„Ein Versteck?“ wiederholte Pesce. „Das wollen wir sehen. Er soll uns hinführen.“ Er zerrte den Inka von der Wand fort und stieß ihn vor sich her. „Los, führe uns! Gold! Oro! Versteck! Los! Mach schon!“

Der Inka war völlig eingeschüchtert. Zuerst schien er unschlüssig, in welche Richtung er gehen sollte. Erst als er von Pesce einen Tritt bekam, schritt er zielstrebig auf einen Gang zu, der tiefer in das Gebäude hineinführte.

Geregaad und Coe schalteten ihre Taschenlampen ein und leuchteten. Der Inka drehte sich kein einziges Mal nach ihnen um. Erst als er zu einer Steintreppe kam, die in die Tiefe führte, blieb er stehen und deutete nach unten. Dabei sagte er nur ein Wort.

„Da unten muß das Versteck sein“, übersetzte Abraham Coe.

„Was meinst du, Arturo, sind wir auf der richtigen Spur?“ fragte Geregaad erregt. „Ich bilde mir fast ein, daß ich das Gold schon riechen kann.“

„Wenn es da unten Gold gibt, wird uns der Bursche

hinführen“, sagte Pesce. Er stieß den Inka die Treppe hinunter. „Geh du nur voran! Du glaubst doch nicht, daß wir dir trauen?“

Der Inka schritt vor ihnen die Treppe hinunter. Pesce holte seine Pistole hervor und entsicherte sie. Die Einwände der beiden Wissenschaftler überhörte er einfach.

Nach etwa vierzig Stufen - und fünf Meter unter der Oberfläche -mündete die Treppe in ein Gewölbe mit einem halben Dutzend Torbögen, die so niedrig waren, daß man den Kopf einziehen mußte.

„Weiter!“ verlangte Pesce, als der Inka zögernd stehenblieb, und gab ihm einen Stoß.

Geregaad leuchtete mit der Taschenlampe durch die Torbögen, aber außer weiteren Gängen und Gewölben konnte er nichts feststellen. Als er sich den Gefährten zuwandte, hörte er Pesce fluchen, und dann entlud sich seine Pistole donnernd.

„Verdammt, der Hund ist getürmt!“ schrie Pesce wütend.

„Wie Sie ihn behandelt haben, wundert mich das gar nicht“, meinte Rogard.

„Wir werden dieses unterirdische Labyrinth auch ohne ihn erforschen“, behauptete Pesce.

Sie mußten aber über eine Stunde durch die weitverzweigten Gänge und Gewölbe irren, ehe sie eine Entdeckung machten. Und zwar fanden sie einen Geheimgang. Aber eigentlich nur durch Zufall. Coe war so müde, daß er sich mit seiner Hand gegen eine Wand stützte. Er war einigermaßen verblüfft, als sich der massive Felsquader bewegte.

Danach fanden sie schnell heraus, daß dieser Felsquader am längeren Arm eines Hebels saß. Als sie den Quader mit vereinten Kräften herumdrehten, glitt fünf Meter von ihnen entfernt ein Teil der Wand zurück.

„Wir haben ihn!“ triumphtierte Geregaad. „Wir haben den Schatz gefunden!“

Als sie jedoch das Gewölbe hinter der Geheimtür ausleuchteten, bekamen sie lange Gesichter. Der Raum war nur viermal drei Meter groß und leer - bis auf einige Menschenskelette.

„Wahrscheinlich haben die Inkas früher hier ihre Gefangenen eingemauert und verhungern lassen“, vermutete Abraham Coe. Er betrat den Raum, untersuchte die Wände und murmelte: „Interessant. Die Wände sind mit Zeichnungen versehen. Vielleicht können wir sie entschlüsseln und so etwas über das Schicksal der Gefangenen erfahren.“

Rogard schloß sich dieser Meinung an. Geregaad wollte einen Einwand vorbringen, doch Pesce gebot ihm Schweigen.

Der Italiener ließ die beiden Wissenschaftler in dem Gewölbe und zog sich zurück. Bevor Geregaad noch erkannte, was er vorhatte, sah er, wie sich die Geheimtür schloß. Die Felsquader fügten sich wieder nahtlos ineinander. Die wütenden Rufe Coes und Rogards verstummten.

„Bist du wahnsinnig?“ herrschte Geregaad den Freund an und wollte sich auf ihn stürzen.

„Nur mit der Ruhe“, sagte Pesce und hielt ihn sich mit der Pistole vom Leib. „Wir wollten uns die beiden doch vom Halse schaffen. Da drinnen sind sie bestens aufgehoben. Jetzt können wir beide ungehindert auf Schatzsuche gehen - und niemand wird uns vorschreiben, wie wir vorgehen sollen. Später können wir dann Coe und Rogard wieder herausholen. Aber jetzt schnappen wir uns erst einmal Machu Picchu. Es wäre doch gelacht, wenn wir sie nicht wecken und zum Sprechen bringen könnten.“

„Na schön“, stimmte Geregaad zögernd zu. „Vielleicht hast du recht.“

Jörn Geregaad hatte es immer Überwindung gekostet,

vereinsamen, meist älteren und immer reichen Frauen Zärtlichkeiten gegen entsprechende Entlohnung entgegenzubringen. Aber er wollte zu etwas kommen, ohne sich anstrengen zu müssen. Anfangs kam er sich ziemlich dreckig vor, bis er eines Tages entdeckte, daß alles viel leichter war, wenn er seine Tätigkeit humorvoll nahm. Er kam den Beschimpfungen der anderen zuvor, indem er sich über sich selbst lustig machte und augenzwinkernd seine Abenteuer erzählte. Plötzlich akzeptierte man ihn, fand, daß einer, der so offen über sich plauderte, eigentlich kein Dreckskerl sein konnte. Und so war Jörn Geregaad auf einmal „in“. Wie es aber wirklich in ihm aussah, das erfuhr niemand.

Und jetzt hatte er auf einmal die Chance, mit seinem früheren Leben Schluß zu machen; reich zu werden, ohne sich schmutzig zu machen - und ohne sich anstrengen zu müssen. „Halt!“ rief Pesce leise vor ihm. Sie waren eine Treppe hinaufgestiegen, und Geregaad erkannte erst jetzt, daß vor ihnen ein Tor ins Freie führte. Der Pyramidentempel lag keine dreißig Meter von ihnen entfernt.

„Da! Schau dir mal den super-schlauen Hunter an“, raunte Pesce ihm zu - und packte Geregaads Arm. Der Däne sah, wie Hunter zusammen mit zwei Inka-Priestern gerade aus dem Tempel kam. Er hielt das Quipu an der Hauptschnur von sich gestreckt und betrachtete es nachdenklich.

„So gescheit wie du sind wir auch, Hunter“, murmelte Pesce. „Aber wir benötigen kein Quipu, um Machu Picchu zum Sprechen zu bringen. Ich hoffe, nach dem, was du eben gesehen hast, hast du keine Skrupel mehr, Jörn?“

„Kommt drauf an, was du vorhast“, meinte Geregaad vorsichtig. Er war nicht so wie Pesce, daß er über Leichen gehen konnte.

„Wir holen uns den Schatz - egal wie“, sagte Pesce entschlossen. „Komm! Die Luft ist rein.“

Dorian Hunter war aus ihrem Blickfeld verschwunden und die Inka-Priester waren auch nicht mehr zu sehen.

Geregaad folgte Pesce ins Freie. Im Gegensatz zu Pesce ließ er die Hände von den Waffen. Pesce dagegen hielt seine Machete entschlossen umklammert.

Sie liefen über den Tempelhof, der schon längst im Schatten lag. Die Sonne war hinter der dunklen Pflanzenwand des Dschungels verschwunden; bald würde es Nacht werden.

Aus dem Tor des Sonnentempels fiel flackernder Fackelschein.

Pesce hatte die Stufen erreicht und hastete sie hinauf. Als er durch das Tor ins Innere schritt, hörte Geregaad seinen erstaunten Ausruf. Der Däne erfuhr sofort, was der Grund dafür war.

Neben dem Opferstein, auf dem die Inka-Prinzessin aufgebahrt lag, standen zwei Priester. Pesce war von ihrem Anblick so überrascht, daß er zuerst zu keiner Bewegung fähig war.

Die beiden Priester standen reglos da und betrachteten ihn gefaßt. Dadurch gewann Pesce seine Selbstsicherheit wieder zurück.

Er deutete mit der Machete nach draußen und sagte barsch: „Los, haut ab! Wir können euch hier nicht gebrauchen. Verschwindet!“

Die beiden Priester verstanden seine Worte nicht, doch seine Geste war unmißverständlich; sie mußten wissen, was er von ihnen verlangte; aber sie rührten sich nicht vom Fleck.

„Ihr wollt wohl nicht?“ Pesce war mit einigen schnellen Schritten bei ihnen, packte den einen am Kragen und stieß ihn in Richtung Ausgang. „Raus hier!“

Er wandte sich dem anderen zu, in den nun etwas Leben kam. Der Priester begann eindringlich und gestenreich auf

Pesce einzureden und deutete immer wieder auf die reglos daliegende Prinzessin.

Inzwischen war der andere Priester wieder zurückgekommen.

„Steh nicht wie ein Ölgötze da!“ herrschte Pesce den Freund an. „Hilf mir lieber...“

Pesce machte plötzlich mit der Machete eine schwungvolle Bewegung, und der eine Priester sank blutüberströmt zusammen. Wieder blitzte die Machete durch die Luft. Der andere Priester versuchte, das tödliche Metall mit den Händen abzufangen. Es war ein furchtbar anzuhörendes Geräusch, als das Metall auf die Knochen traf. Auch der zweite Priester sank blutüberströmt zusammen.

„Verdammt, Arturo“, flüsterte Geregaad entsetzt und wollte zurückweichen.

„Bleib hier, du Narr!“ befahl Pesce. „Willst du uns verraten? Jetzt sind wir schon so weit gegangen, nun führen wir unser Vorhaben auch zu Ende.“

Geregaad versuchte, den beiden blutigen Gestalten zu Pesces Füßen auszuweichen. Ihm wurde bei ihrem Anblick fast übel.

„Das ist deine Tat“, würgte er hervor. „Ich habe damit nichts zu tun.“

„Du hast gesehen, daß es Notwehr war“, entgegnete Pesce. Er machte eine wegwerfende Handbewegung. „Aber wozu sich herausreden? Was bedeutet der Tod eines solchen Wilden denn schon? Wenn es mit rechten Dingen zuginge, dürften sie gar nicht mehr am Leben sein. Sie müßten schon seit Jahrhunderten tot sein. Verstehst du?“

Geregaad schüttelte den Kopf. Er verstand nicht und wollte auch nicht verstehen; er wollte nur fort von hier. Aber Pesce hielt ihn zurück.

„Gebrauche doch mal deinen Verstand, Jörn! Die Inkas sind

mitsamt ihrer Stadt aus der Vergangenheit in unsere Zeit gekommen. Einfach so.“ Er schnippte mit den Fingern. „Vor einigen Tagen waren sie noch im 16. Jahrhundert - und plötzlich sind sie im 20. Frage mich nicht, wie das vor sich gegangen ist. Ich weiß nur, daß dies keine normalen Menschen sein können. Wenn alles mit rechten Dingen zugegangen wäre, wären sie schon seit Jahrhunderten tot. Und wenn sie leben - dann nicht in unserem Sinn. Ihr Tod kann nicht mit herkömmlichen Maßstäben gemessen werden. Es sind Geister - Dämonen, Schattenwesen, oder wie immer man sie bezeichnen will. Sie haben in unserer Zeit keine Existenzberechtigung.“

Irgendwie kam das, was Pesce sagte, Geregaad recht vernünftig vor.

Pesce ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken und drängte: „Wir müssen Machu Picchu wecken, bevor jemand nachschauen kommt.“

„Aber wie willst du das schaffen, wo es nicht einmal Hunter gelungen ist?“ wandte Geregaad ein.

„Hunter! Hunter!“ rief Pesce ärgerlich. „Er hat sie eben mit Samthandschuhen angefaßt.“

Geregaad ging auf die andere Seite des Opfersteins, um die beiden Leichen nicht sehen zu müssen. Danach war ihm gleich viel wohler. Er hatte immer noch Skrupel, aber er konnte nicht mehr zurück. Er hatte selbst Schuld auf sich geladen.

„Heb ihren Kopf hoch!“ verlangte Pesce. „Nicht so sanft! Pack richtig zu! Schmerz weckt den Geist!“

Geregaad zögerte zuerst, dann überwand er sich, griff in das dichte Haar des Inka-Mädchens und zerrte ihren Kopf hoch. Eine Gänsehaut überlief ihn. Es kam ihm so vor, als wären die Haare zwischen seinen Fingern Eiskristalle.

„So ist es richtig!“ lobte Pesce. „Nur nicht zimperlich sein. Hier geht es um ein Milliardenvermögen.“

Pesce hatte seine Schnapsflasche hervorgeholt, die er ständig mit sich herumtrug.

„Öffne ihr den Mund!“ verlangte er.

Und als Geregaad dem Mädchen gewaltsam den Unterkiefer heruntergedrückt hatte, hielt ihr Pesca den Flaschenhals in den Mund und flößte ihr den Rum ein. Aus ihrer Kehle kamen gurgelnde Geräusche. Pesca setzte die Flasche erst ab, als sie bis zum letzten Tropfen geleert war.

Die Inka-Prinzessin rührte sich jedoch nicht.

Pesce schleuderte die Flasche weg, holte blitzschnell mit der Hand aus und schlug dem Mädchen einige Male ins Gesicht.

„Du Idiot schlägst ihr noch sämtliche Zähne ein“, sagte Geregaad und versuchte, den Rasenden zurückzuhalten.

Aber Pesca war einfach nicht zu bremsen. Er hob das Mädchen hoch, packte es an den Schultern und schüttelte es wie ein Wahnsinniger. Dann faßte er in ihre Haare, zerrte sie vom Opferstein, stellte sie auf die Beine und schleuderte sie gegen die Wand.

Sie prallte steif wie eine Puppe dagegen, völlig geräuschlos, dann fiel sie wieder in Pesces Arme zurück, als wäre sie aus Gummi.

Plötzlich war ein Rumoren zu hören, ein Geräusch, das aus den tiefsten Tiefen zu kommen schien und den Sonnentempel erbeben ließ.

„Jetzt ist es aber genug!“ verlangte Geregaad. „Du bringst das Mädchen eher um, bevor du sie weckst.“

Pesce schien zur Besinnung zu kommen. Er nickte und wischte sich die blutig geschlagenen Handknöchel am Hemd ab.

„Du hast recht“, keuchte er. „Aber ich gebe nicht auf. Hunter soll nicht zum Zug kommen. Wir bringen das Mädchen von hier fort - in ein sicheres Versteck - und nehmen sie uns später

gründlicher vor.“

Pesce lud Geregaad den steifen Körper Machu Picchu auf die Schultern und blickte kurz ins Freie. Als er niemanden sah, gab er Geregaad einen Wink und rannte hinaus. Der Däne folgte ihm keuchend. Ihm war so kalt, daß seine Zähne aufeinanderklapperten. Es war, als würde er einen Eisberg mit sich herumtragen, der seinem Körper alle Wärme entzog. „Mach schneller!“ Pesce hatte gut reden. Geregaads Bewegungen wurden immer steifer. Er war froh, als sie endlich den heiligen Bezirk hinter sich gelassen hatten. Der Dschungel war nicht mehr fern. Geregaad stolperte weiter. Die Last auf seiner Schulter spürte er überhaupt nicht mehr, nur die Kälte machte ihm zu schaffen.

Dann erreichten sie den Dschungel. Pesce nahm ihm die Last ab. Sofort fühlte sich Geregaad wieder besser.

„Ich hatte bei unserer Ankunft einen hohlen Baum entdeckt“, erklärte Pesce während des Laufens. „Dort können wir sie einstweilen unterbringen. Nachts, wenn die anderen schlafen, können wir sie besser verstecken - falls ich sie bis dann noch nicht aufgeweckt habe.“

Geregaad hörte plötzlich ein Geräusch über sich. Er duckte sich instinktiv, blickte hoch und sah einen mächtigen Schatten über sich hinweggleiten. Eine Fledermaus! Eine Fledermaus so groß wie ein Adler, mit einer Flügelspannweite von drei Metern.

„Arturo!“ rief Geregaad warnend.

Weiter kam er nicht. Wieder hörte er ein Rascheln über sich. Etwas schlug nach ihm. Es war wie bei einem elektrischen Schlag; der Schmerz breitete sich von seinem Gehirn über seinen ganzen Körper aus.

Pesce sah bereits den hohlen Baum vor sich, als er Geregaads Schrei hinter sich vernahm. Er entledigte sich der Inka-Prinzessin und wandte sich nach dem Freund um.

Geregaad versuchte sich gegen einen Schwärm von Riesenfledermäusen zu wehren. Pesce konnte zuerst nicht glauben, was er mit eigenen Augen sah. Fledermäuse von solch einer Größe konnte es überhaupt nicht geben! Aber sie waren Realität. Und welcher Herkunft sie auch immer waren, sie stellten eine tödliche Gefahr dar.

Dann sah Pesce einen Schatten auf sich zukommen und schlug mit der Machete zu. Ein unheimliches Kreischen ertönte, als er dem Untier einen der durchscheinenden Flügel vom Rumpf trennte.

Geregaads Todesschreie waren verstummt. Pesce hatte verschwommen zwischen den Leibern der fliegenden Ungeheuer hindurch gesehen, wie sie mit den Klauen auf den Schädel des Dänen eingeschlagen hatten. Jetzt war das Brechen seiner Knochen zu hören. Er selbst gab keinen Laut mehr von sich.

Pesce vernahm ein Pfeifen über sich und ließ seine Machete über dem Kopf rotieren. Etwas prallte gegen die Klinge und trudelte mit zuckendem Flügelschlag ab.

Pesce rannte weiter. Er kam auf die Lichtung und sah bereits die Bauwerke der Inka-Stadt vor sich. Dorian Hunter und Jeff Parker kamen ihm entgegengerannt.

Pesce hätte es nicht für möglich gehalten, daß er sich über ihr unerwartetes Auftauchen noch einmal so würde freuen können. Gerade, als er sich endgültig in Sicherheit wähnte, fuhr ihm eine rasiermesserscharfe Klaue über den Schädel. Pesce rannte dennoch weiter, bis ihn die Kräfte verließen und das in Strömen sich über sein Gesicht ergießende Blut seine Augen verklebte. Keine zwei Meter vor Dorian Hunter brach er besinnungslos zusammen.

Dorian und Jeff Parker trugen Pesce in das Haus, in dem sie Quartier bezogen hatten. Sacheen nahm sich seiner sofort an,

desinfizierte seine Kopfwunde mit den Restbeständen aus Rogards Notausrüstung und verpaßte ihm einen Kopfverband.

Während sie das tat, suchten Dorian und Jeff den Dschungel in der Nähe der Inka-Stadt nach den Begleitern Pesces ab. Sie fanden aber nur einige Blutspuren und Anzeichen dafür, daß ein Kampf stattgefunden hatte. Geregaad, Rogard und Coe blieben verschwunden.

Sie brachen ihre Suche bald ab. Auf dem Rückweg zur Inka-Stadt mußten sie ihre Stablampen einschalten, denn die Nacht war mit der in diesen Breiten üblichen Plötzlichkeit hereingebrochen.

„Vielleicht haben die anderen drei Pesce gar nicht in den Dschungel begleitet“, meinte Parker.

„Aber was hatte Pesce überhaupt im Dschungel zu suchen?“ überlegte Dorian.

„Das wird er uns hoffentlich erklären, wenn er wieder zu sich gekommen ist“, sagte Parker. „Dann erfahren wir auch, was aus den anderen geworden ist.“

„Ich ahne nichts Gutes, Jeff“, meinte Dorian. „Ich habe nicht genau gesehen, welche Tiere das waren, die Pesce bedrohten, aber irgendwie hatte ich den Eindruck, daß es sich um riesige Fledermäuse handelte.“

„Ich auch“, erwiderte Parker und schüttelte sich demonstrativ. „Ich wollte dir nur nichts von meiner Beobachtung sagen, weil ich befürchtete, daß du mich für verrückt hältst.“

„Du weißt ganz genau, daß ich viel zu abgeklärt bin, um mich noch über irgend etwas zu wundern“, sagte Dorian.

Sie verließen den Dschungel. Vor ihnen zeichnete sich Manoa wie ein dunkles, geometrisches Steinmassiv vom helleren Himmel ab.

Dorian fuhr fort: „Daponde hat schon Tage vor seinem Tod

von Ungeheuern gesprochen, die uns bedrohen könnten. Und ich selbst las Ähnliches aus den Knoten des Quipus heraus. Vor seinem Tod hat Daponde ebenfalls wieder von Ungeheuern gesprochen - und alles weist darauf hin, daß er von einem solchen zerrissen wurde. Ich fürchte, daß der Zwischenfall mit Pesce nicht das letzte Ereignis dieser Art war. Ich muß versuchen, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen.“

„Ich dachte, du wüßtest, daß diese Schrecken auf den Fluch des Dämons zurückzuführen sind, der in Atahualpas Körper gelebt hat“, meinte Parker.

„Das glaube ich auch immer noch. Doch ich habe keine Ahnung, warum der Fluch weiterhin wirksam ist. Machu Picchu könnte uns die Antwort geben, aber sie schläft. Und ich fürchte, wenn wir sie wecken, wird alles nur noch schlimmer.“

„Du hast doch mit den Inka-Priestern gesprochen“, erinnerte sich Parker. „Hast du von ihnen nichts herausbekommen?“

Dorian machte eine wegwerfende Handbewegung. „Die stellen sich dumm. Entweder ist für sie alles so rätselhaft wie für uns, oder aber sie wollen nichts verraten. Huica hat nur eine Andeutung gemacht, die uns aber auch nicht viel weiterhilft.“

„Welche?“

„Er hat davon gesprochen, daß es in Manoa einen Saat *der Träume* geben würde, behauptete aber gleichzeitig, daß er nicht wüßte, wo. Wenn wir diesen ominösen Saat der *Träume* fänden, würde uns das vielleicht weiterhelfen.“

Parker stieß den Freund an. Sie kamen gerade an dem Tor zum Tempelhof vorbei. Dort waren einige Inkas mit Fackeln zusammengelaufen. Unter ihnen befanden sich auch weißgekleidete Sonnenjungfrauen, die sich sonst nie im Freien blicken ließen.

„Sieh mal diesen Auflauf!“ meinte Parker. „Sie drängen sich alle um das Tempeltor. Scheint, als sei etwas vorgefallen.“

Dorian steuerte auf den Tempelhof zu. Als die Inkas ihn und Parker erblickten, wichen sie zur Seite, um sie durchzulassen.

Die Gesichter der Inkas waren ernst und ausdruckslos wie immer; es war unmöglich, in ihnen zu lesen, was in ihnen vorging.

Dorian blieb abrupt stehen, als er durch das Tempeltor trat. Er sah zuerst die Blutlachen auf dem Boden, dann erst fiel ihm auf, daß der Opferstein leer war. Machu Picchu war verschwunden.

Dorian eilte zu Huica, der sich gerade über die Gestalten von zwei verstümmelten Priestern beugte, die ausgestreckt in ihrem Blut dalagen.

„Was ist passiert?“ fragte Dorian in Quechua, der Sprache der Inkas.

„Die Prinzessin ist gegangen und hat sich vor ihrer Reise mit dem Leben zweier ihrer Diener gestärkt“, sagte Huica.

Dorian überwand sich dazu, die beiden Toten zu untersuchen. Es gehörte nicht viel dazu, um zu erkennen, daß ihre tödlichen Verletzungen von scharfen Gegenständen stammten - von Messern oder Macheten.

„Ist euch irgend etwas Besonderes aufgefallen?“ wollte Dorian wissen.

Der Oberpriester preßte die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. Dorian war sicher, daß er ihm etwas verschwieg. Was? Und warum?

Dorian gab Parker einen Wink. Sie hatten hier nichts mehr verloren. Plötzlich jedoch war ein Klopfen zu hören. Es wiederholte sich einige Male in unregelmäßigen Intervallen - mal kurz, mal lang. Ganz ohne Zweifel, es mußte ein bestimmtes Schema hinter diesen Klopfzeichen stecken.

Als das Klopfen verstummte, fragte Dorian die Inkas: „Wer war das?“

Einige schüttelten die Köpfe, Huica hob bedauernd die Schultern.

Dorian seufzte und ging. Als sie draußen waren, sagte Parker: „Wieso kommst du darauf, daß Inkas morsen können?“

Dorian griff sich an die Stirn. „Morsezeichen waren es also! Manchmal ist man auch wie vor den Kopf geschlagen. Hast du sie entziffern können?“

„Es war ein Hilferuf.“

Es war immerhin möglich, daß die Inkas Pesces Begleiter irgendwo unter dem Sonnentempel gefangenhielten. Vielleicht, weil die Wissenschaftler irgendwelche Zusammenhänge erkannt hatten - oder eine Intrige der Inkas aufdeckten. Da Dorian für diese Verdachtsmomente aber noch keine Beweise hatte, sprach er sie nicht aus, sondern wollte vorerst einmal mit Pesce reden.

Pesce war wieder zu sich gekommen, als sie ihr Quartier erreichten. Er war sogar so bei Kräften, daß er Sacheen unzweideutige Angebote machte; aber ein Griff nach ihrer Peitsche ließ ihn schnell zur Besinnung kommen. Er war sichtlich froh, daß Dorian und Parker in diesem Augenblick hereinkamen.

„Jetzt schieß einmal los, Pesce!“ verlangte Dorian. „Wie kamst du in den Dschungel?“

Pesce beleckte sich die Lippen, dann grinste er. „Geregaad und ich waren auf der Flucht vor den Ungeheuern. Sie verfolgten uns bis in den Dschungel. Geregaad haben sie erwischt. Armes Schwein! Um ein Haar wäre es mir wie ihm gegangen.“

„Nun mal schön der Reihe nach!“ verlangte Dorian. „Was wurde aus den beiden Wissenschaftlern?“

„Rogard und Coe?“ Pesce zögerte wieder, so als müßte er

erst nachdenken. „Wir haben sie in dem unterirdischen Labyrinth aus den Augen verloren. Erst haben wir nach ihnen gerufen, aber...“

Er zuckte die Schultern und dann erzählte er die Geschichte von Anfang an. Dorian war sicher, daß sich nicht alles so zugetragen, sondern daß Pesce einige Retuschen vorgenommen hatte.

Er erzählte, daß sie von einem Inka in ein unterirdisches Labyrinth geführt worden waren. Dann verschwand der Inka. Coe und Rogard fanden einen Geheimraum. Währenddessen entdeckte Pesce den Inka und nahm mit Geregaad die Verfolgung auf. Rogard und Coe blieben zurück. Als er und Geregaad den Inka wieder aus den Augen verloren, wußten sie nicht mehr, wo sie die beiden Wissenschaftler suchen sollten. Sie fanden eine Treppe nach oben, folgten ihr und kamen beim Sonnentempel heraus. Als sie das Innere betreten wollten, flog ein Schwärm von Riesenfledermäusen auf sie zu, und sie mußten in den Dschungel flüchten.

„Diese fliegenden Ungeheuer haben Geregaad auf dem Gewissen“, schloß Pesce ohne besondere Regung und fügte schnell hinzu: „Ich konnte einen kurzen Blick ins Innere des Tempels werfen und sah, wie zwei Priester ebenfalls von den Fledermäusen zerrissen wurden.“

„Haben die Fledermäuse etwa Macheten geschwungen?“ fragte Dorian spöttisch.

„Was? Blödsinn!“ sagte Pesce verwirrt.

„Du lügst“, sagte ihm Dorian auf den Kopf zu. „War es nicht viel eher so, daß du Geregaad dazu überredet hast, die beiden Wissenschaftler im Stich zu lassen und sich an Machu Picchu heranzumachen? Als ihr in den Tempel kamt, wurdet ihr von den beiden Priestern überrascht. Du hast sie mit der Machete niedergemäht, Pesce. Als du dich dann an Machu Picchu vergreifen wolltest, da tauchten erst die Ungeheuer auf.“

„Du mußt verrückt sein, Hunter“, schimpfte Pesce. „Wie willst du deine Behauptungen denn beweisen? Mein Wort steht gegen das deine.“

„Halt die Klappe!“ herrschte ihn Parker an, und Pesce verstummte eingeschüchtert. „Du stehst hier nicht vor Gericht. Merkst du denn nicht, daß Dorian nur die Wahrheit herausfinden will, damit er daraus sehen kann, woran wir sind? Es geht hier um unser aller Kopf und Kragen.“

„Ich habe die Wahrheit gesagt“, behauptete Pesce stur. „Und behauptest du auch, nicht zu wissen, wo Machu Picchu steckt?“ wollte Dorian wissen.

„Wie denn? Ist sie etwa verschwunden?“

Dorian warf ihm einen wütenden Blick zu. „Wie du meinst. Vergiß aber nicht, daß noch mehr solcher Ungeheuer auftauchen können, wenn du dich an der Inka-Prinzessin vergreifst. Dir ist hoffentlich klargeworden, daß sie die Schlüsselperson ist.“

„Allerdings“, meinte Pesce. „Und bleibst du bei deiner Behauptung, Rogards und Coes Aufenthaltsort nicht zu kennen?“

Wieder zögerte Pesce. Schließlich sagt er: „Ich kenne nicht einmal mehr den Weg ins Labyrinth. Aber vielleicht können ihn dir deine Inka-Freunde zeigen, Hunter.“

„Du bist ja noch schlimmer als ich dachte, Pesce“, sagte Dorian abfällig. Der Dämonenkiller hätte noch eine Reihe weiterer ähnlicher Schmeicheleien auf der Zunge gehabt; er überlegte sich sogar, ob er nicht die Wahrheit aus Pesce herausprügeln sollte; doch da kam es zu einem unerwarteten Zwischenfall.

„Die Inkas kommen!“ rief Sacheen von der Tür her. „Sie nähern sich diesem Gebäude in einer feierlichen Prozession. Und an ihrer Spitze befindet sich Machu Picchu.“

Dorian warf Pesce einen schnellen Blick zu und merkte die Verblüffung, die sich - gepaart mit Wut - auf seinem Gesicht malte.

„Sie - sie ist aufgewacht“, sagte Pesce fassungslos.

Er stieß Sacheen beiseite, um die sich nähernde Prozession besser sehen zu können.

Stolz erhobenen Hauptes schritt Machu Picchu vor den Inkas her. Ihre makellosen Beine wurden bei jedem Schritt unter dem geschlitzten Hüfttuch sichtbar. Das farbenreich bemalte Brusttuch war so schmal wie das Oberteil eines gewagten Bikinis. Das dunkle Haar fiel lose herab, über ihre schmalen Schultern und die rötliche, makellose Haut ihres Oberkörpers. Ihr geschmeidiger Gang verstärkte den Eindruck, daß sie eine Wildkatze war.

So hatte sie Dorian aus seinem Leben als Georg Rudolf Speyer in Erinnerung. Was für ein Wunder war geschehen, daß sie aus ihrem magischen Schlaf aufgewacht war? Dorian konnte es nicht glauben, daß Pesce das durch seine brutalen Methoden geschafft hatte.

„Das ist unsere Chance“, raunte Pesce. „Jetzt schnappen wir sie uns und setzen ihr so lange zu, bis sie uns das Versteck des Schatzes verrät.“

„Wenn du auch nur den kleinen Finger gegen sie erhebst, schlage ich dir den Schädel ein!“ drohte ihm Parker.

„Aber - wir wollen doch alle dasselbe“, rechtfertigte sich Pesce. „Wir sind wegen des Schatzes hier. Und seid ihr nicht selbst der Meinung, daß Machu Picchu die Schlüsselperson ist?“

„Rühr dich nur ja nicht!“ drohte auch Dorian. „Überlasse die Inka-Prinzessin mir!“

Pesces Gesicht verzerrte sich vor Wut, aber ein Wink von

Parker brachte ihn zur Vernunft; er behielt für sich, was er Dorian hatte sagen wollen.

Die Begleiter der Inka-Prinzessin waren stehengeblieben. In den sonst so verschlossenen Gesichtern der Inkas konnte Dorian lesen, daß sie nicht minder überrascht waren, Machu Picchu so plötzlich wach und anscheinend bei vollem Bewußtsein unter sich zu haben.

Machu Picchu näherte sich dem Eingang ihres Quartiers. Sie schien durch sie hindurchzublicken, als seien sie alle aus Luft. Dorian stieß Pesce beiseite, um den Eingang für sie freizuhalten. Sie ging an ihnen vorbei in den Raum.

Als sie die Mitte erreicht hatte, drehte sie sich langsam - wie in Zeitlupe - um. Und jetzt blickte sie Dorian in die Augen.

Der Dämonenkiller versuchte, den Ausdruck ihrer Augen zu ergründen, aber es gelang ihm nicht; und obwohl sie offensichtlich ihn anblickte, war ihm gleichzeitig, als würde sie durch ihn hindurchsehen - oder direkt in seine Seele.

Da sie immer noch schwieg, ergriff Dorian das Wort. Er hatte nur Angst, daß sie sich beim ersten Ton, den er sagte, in Luft auflösen könnte; aber seine Befürchtungen waren unbegründet.

„Machu Picchu“, begann er mit rauher Stimme und mußte sich räuspern, bevor er fortfahren konnte. „Bist du es wirklich?“

Sie blickte an ihm vorbei, und der Dämonenkiller sah, daß ihre Augen an dem Quipu, das in einer Ecke über dem Boden ausgebreitet war, hängenblieben.

„Hast du sein Geheimnis immer noch nicht gelöst?“

Sie sprach mit sanfter, leicht entrückter Stimme; und es war keine Frage, sondern eine wehmütige Feststellung.

„Sage mir, welche Bedeutung das Quipu hat und ...“, begann Dorian.

Ihr Kopfschütteln brachte ihn zum Verstummen. Sie sprach wieder in ihrem fast perfekten, aber altertümlichen Spanisch, das sie von Pizzaros Konquistadoren gelernt hatte.

„Ich habe nicht das Recht, dir den Zauber des Quipus zu erklären. Ich bin zum Schlafen verdammt - zum Schlafen und zum Träumen. Wecke mich und es gibt keine Geheimnisse mehr!“

„Aber - stehst du nicht vor uns, wie du leibst und lebst?“ wunderte sich Dorian.

Er bereute seine Frage, kaum daß er sie ausgesprochen hatte, denn er erkannte sofort, daß Machu Picchu Worte nicht wörtlich gemeint gewesen waren. Es mußte eine Botschaft in ihnen stecken - Hinweise, die zu des Rätsels Lösung führen konnten. Er mußte sich ihrem Tonfall anpassen, wenn er nicht zerstören wollte, was kaum noch begonnen hatte.

Hatte Machu Picchu einen Ausweg gefunden, um ihrem Traumgefängnis zumindest zeitweise entfliehen zu können?

„Wir sind alle verdammt“, sagte Dorian nach einer Weile.

„Ja“, bestätigte Machu Picchu. „Auch ihr seid Gefangene der Träume - obwohl ihr keine Schläfer seid.“ Was bedeutete das nun wieder? Meinte sie, daß sie alle Opfer einer einzigen großen Illusion waren? Existierte die Inka-Stadt Manoa überhaupt nicht?

Aber nein, das konnte nicht stimmen. Die Stadt war echt, so wie die darin lebenden Inkas aus Fleisch und Blut waren. Sie waren nur Überbleibsel einer längst vergangenen Zeit, durch die magische Kraft eines mächtigen Dämons ins 20. Jahrhundert versetzt.

Von welchen Träumen sprach Machu Picchu also? Von den Ungeheuern, die sie sporadisch aufsuchten?

„Sind die Träume ständig um uns - oder kommen sie nur gelegentlich? Sind sie einem bestimmten Zyklus unterworfen?“

fragte Dorian und hoffte, daß er damit nicht zu weit gegangen war.

„Das Quipu gibt die Antwort“, sagte Machu Picchu. „Und im *Saal der Träume* findet sich die Antwort. Aber frage nicht die Sterblichen von Manoa nach der Lösung des Rätsels. Sie sind unwissende Diener, Opfer des Fluches, wie ich, die Schlafende.“

Mit diesen Worten drehte sie sich dem Ausgang zu und setzte sich in Bewegung.

Dorian war für Sekunden wie gelähmt. Als er sich wieder gefaßt hatte, war die Inka-Prinzessin bereits wieder im Freien.

„Machu Picchu!“

Dorian stürzte zum Ausgang. Die Inka-Prinzessin war nirgends mehr zu sehen.

„Laß sie nicht entkommen, Hunter!“ schrie Pesce hinter ihm.

Er stürzte an Dorian vorbei ins Freie. Dort sah er nur die ratlosen Inkas; von Machu Picchu fehlte jede Spur.

„Sie kann noch nicht weit gekommen sein“, behauptete Pesce. Seine Augen bekamen einen irren Ausdruck. „So tut doch etwas! Wollt ihr euch diese Chance durch die Lappen gehen lassen? Sie kann nur in den Dschungel geflohen sein. Wir müssen ...“

„... sie in Ruhe lassen“, vollendete Dorian den Satz.

Pesce war wie vor den Kopf geschlagen. Er wollte nicht begreifen, daß die Gefährten die Verfolgung der Inka-Prinzessin nicht aufnahmen. Er unternahm noch einen Versuch, sie dazu zu bewegen, dann gab er auf. Allerdings beschloß er, sich allein auf die Suche nach ihr zu machen; er wollte nur eine passende Gelegenheit abwarten.

Und die ergab sich, als Sacheen plötzlich auf Klopfzeichen aufmerksam machte, die durch den Steinboden zu hören waren.

„Still!“ verlangte Dorian. Sie lauschten alle.

Als die Klopfzeichen nach einer Weile verstummten, meinte er: „Das sind tatsächlich Morsezeichen. Sie stammen eindeutig von Coe und Rogard.“

„Und was bedeuten sie?“ erkundigte sich Sacheen.

„Daß die beiden Wissenschaftler in einem unterirdischen Verlies eingeschlossen sind und sich ohne Hilfe nicht befreien können“, antwortete Parker ihr. Und stirnrunzelnd fügte er hinzu: „Wenn die beiden in einem Raum eingeschlossen sind, verstehe ich nicht, daß wir ihre Morsezeichen hier so deutlich wie im hundert Meter entfernten Sonnentempel hören können.“

„Das mag auf die eigenwillige Akustik des Labyrinths zurückzuführen sein“, meinte Dorian.

Diese Antwort befriedigte ihn selbst nicht ganz, aber eine andere fand er nicht.

„Dann machen wir uns am besten gleich auf die Suche nach den beiden“, drängte Parker. „Wenn sie weiter Klopfzeichen geben, können wir ihnen hoffentlich nachgehen.“

„Wo ist denn Pesce?“ erkundigte sich Sacheen plötzlich.

„Ach laß ihn!“ meinte Parker. „Der hat wahrscheinlich kalte Füße bekommen, weil er sich für das Verschwinden der beiden Wissenschaftler verantwortlich fühlte. Ich könnte wetten, daß er die beiden im Stich gelassen hat.“

Arturo Pesce machte sich aus dem Staub, als er einen Moment lang unbeobachtet war. Er verbarg sich zuerst hinter einem Gebüsch und wartete dort, bis Parker, Hunter und Sacheen ihr Quartier verließen und zwischen den Gebäuden verschwanden; dann tauchte er im Dschungel unter.

Obwohl der Dschungel nachts ganz anders aussah, fand er im Licht seiner Taschenlampe den Weg zu dem hohlen Baum fast mühelos. Er brauchte nur die Stelle zu suchen, wo die Riesenfledermäuse Geregaad geschnappt hatten; gleich darauf

fand er auch schon das Versteck.

Er leuchtete in den hohlen Baum hinein; und dort lag Machu Picchu in derselben Stellung, in der er sie zurückgelassen hatte.

„Gutes Mädchen“, murmelte er grinsend.

„Bist also wieder in unser gemeinsames Versteck zurückgekommen. Das zeigt mir, daß du zur Zusammenarbeit mit mir bereit bist. Du willst mir doch den Schatz zeigen, Goldmädchen, nicht wahr?“ Er kicherte.

Sollte er die Inka-Prinzessin jetzt schon aufwecken oder erst später? Er entschloß sich, zuerst einmal in die Inka-Stadt zurückzukehren, um sich den anderen gegenüber nicht verdächtig zu machen. Von Rogard und Coe hatte er nichts zu befürchten. Die beiden würden nicht mehr lebend gefunden werden; dessen war er sicher. Vielleicht waren sie sogar schon erstickt.

Pesce hob die Schultern. Was kümmerte es ihn?

„Uns hört doch niemand“, behauptete Abraham Coe erschöpft und ließ die Pistole sinken. Er hatte über eine halbe Stunde ununterbrochen mit dem Knauf Morsezeichen geklopft. Aber nichts rührte sich. Stille war um sie.

Nun waren sie schon mehr als drei Stunden eingeschlossen und hatten alles mögliche versucht, um aus diesem Gefängnis herauszukommen. Zu ihrem Glück war irgendwo ein Spalt, durch den Frischluft hereinströmte, sonst wären sie schon längst erstickt.

Rogard hatte sein Feuerzeug entzündet und die Flammen an die Ritzen zwischen den Felsquadern gehalten, um herauszufinden, woher die Zugluft kam. Aber die Flamme flackerte nicht, so daß sie annehmen mußten, daß die Frischluft durch die Decke kam.

Abraham Coe hatte eine Weile versucht, an der Stelle, wo

der geheime Eingang lag, mit der Machete den Spalt zwischen den Quadern zu vergrößern; doch die Felsen gaben nicht nach, bewegten sich nicht einmal um den Bruchteil eines Millimeters.

Nicht umsonst sagte man den Inkas nach, daß sie hervorragende Baumeister gewesen waren. Sie hatten es verstanden, die Felsen so zu behauen, daß sie ohne Mörtel fugenlos aneinanderpaßten. Wer hätte gedacht, daß diese Meisterleistung einst zwei Wissenschaftlern zum Verhängnis werden würde?

Obwohl Coe wußte, daß sein Unterfangen praktisch aussichtslos war, arbeitete er weiter - bis die Klinge der Machete zerbrach. Danach begann er wieder zu morsen, bis ihm der eine Arm wehtat.

Inzwischen machte sich James Rogard daran, eine Idee zu verwirklichen, die er Coe kurz zuvor unterbreitet hatte. Daß sie nicht schon eher darauf gekommen waren!

Sie konnten sich mit dem Pulver ihrer Patronen einen Weg freisprengen. Was für ein Glück, daß sie sich mit Patronengurten ausgerüstet hatten! Blieb nur die Frage, wieviel Pulver man nehmen mußte, um eine genügend große Wirkung zu erzielen, ohne des Guten zuviel zu tun; immerhin mußten sie damit rechnen, von Felssplintern getroffen zu werden.

Vorsichtig, wie Rogard schon immer war, begann er mit ganz kleinen Mengen. Er streute das Pulver von vier Patronen in einen Spalt zwischen zwei Felsquader und drehte aus Zigarettenpapier eine Zündschnur.

Beide - Coe hörte solange zu morsen auf - warteten sie dann im toten Winkel gespannt auf die Explosion. Aber das Pulver verpuffte praktisch wirkungslos; nur einige winzige Splitter brachen von den Kanten ab. Wenigstens war dadurch aber eine Öffnung entstanden, in der Rogard mehr Pulver unterbringen konnte.

„Es ist zum Verzweifeln!“ sagte Rogard nach dem fünften Sprengversuch.

Er hatte jedesmal die Pulvermenge verdoppelt - mit dem Erfolg, daß jetzt zwischen den Felsquadern ein faustgroßes Loch prangte.

„Die Quader sind zu dick“, meinte Coe - und morste weiter.

Da bekam er Antwort.

Sind auf dem Weg zu Euch!

Als die beiden sonst eher nüchternen Wissenschaftler diese Klopfschläge entschlüsselt hatten, fielen sie sich vor Freude in die Arme. In der Folge sank ihre Hoffnung aber immer mehr, obwohl ein regelrechter Informationsaustausch zwischen ihnen und ihren Rettern stattfand.

Die beiden Wissenschaftler erfuhren, daß die Gruppe mit Elliot Farmer, Elmar Freytag, James Wood und David Astor auf ihre Klopfschläge aufmerksam geworden war und nun nach ihnen suchte.

Coe und Rogard begannen von neuem zu hoffen, als die Retter morsten: *Sind in das Labyrinth vorgedrungen.*

Coe morste nun ständig, damit sich die Retter an den Geräuschen orientieren konnten, aber ihre Antworten kamen immer wieder aus einer anderen Richtung; als bewegten sie sich im Kreis.

Die beiden eingeschlossenen Wissenschaftler verzweifelte.

Dann kam die Meldung: *Wir haben ein Tor gefunden. Dahinter vollkommene Schwärze. Steckt ihr da drinnen?*

Coe antwortete: *Sind von Mauern umschlossen. Kennen unsere Position nicht.*

„Ihr seid in meinen Träumen gefangen“, sagte da eine angenehme Frauenstimme aus dem Nichts. „Weckt mich und ihr seid erlöst!“

„Haben Sie das auch gehört?“ erkundigte sich Coe bei

seinem Kollegen. „Ich glaube, ich schnappe schon langsam über.“

„Sie machen sich selbst verrückt“, sagte Rogard, der die besseren Nerven hatte. „Ich habe die Stimme auch gehört. Wahrscheinlich hat Sacheen gesprochen.“

„In diesem altertümlichen Spanisch?“ Coe war skeptisch. „Und warum sollte sie solch konfuse Zeug reden? Na, wenigstens haben Sie die Stimme auch gehört.“

Sekunden später war sie wieder da. Sie schien von irgendwoher zu kommen.

„Ich bin Machu Picchu. Weckt mich, bevor es für alle Sterblichen in Manoa zu spät ist!“

„Schon wieder“, sagte Coe unsicher. „Ich glaube, ich werde doch verrückt. Sagen Sie nur nicht, Sacheen würde sich als die Inka-Prinzessin ausgeben. Es hat sich außerdem so angehört, als würde die Sprecherin nahe sein - mit uns zusammen in diesem Verlies.“

„Haben Sie noch nie gehört, daß es Räume mit besonderer Akustik gibt?“ fragte Rogard. „Wenn man in dem einen Raum etwas flüstert, kann man es hundert und mehr Meter weiter verstärkt hören.“

„Ja, aber - hier geht es nicht mit rechten Dingen zu.“

„Weckt mich!“ flehte die Frauenstimme. „Beendet meinen Schlaf, bevor meine Träume über euch kommen und euer Leben beenden!“

Coe sprang plötzlich auf und rannte wie von Sinnen gegen die Wand.

„Ich halte das nicht mehr aus, Rogard!“ schrie er. „Bringen Sie mich hier raus! Ich verliere sonst den Verstand.“

„Aber, aber“, sagte Rogard beruhigend und tätschelte die Schulter des Kollegen. „Warum denn diese Panik? Wo es Machu Picchu doch nur gut mit uns meint.“

Die beiden blickten einander an, und jeder sah den beginnenden Wahnsinn in den Augen des anderen.

Und in die Stille ihres Verlieses hinein gellte der Todesschrei eines Menschen.

„Was habe ich hier unten eigentlich zu suchen?“ fragte der Biologe James Wood kopfschüttelnd.

Seit sie zur Schatzsuche aufgebrochen waren, hatte er ständig etwas zu nörgeln. David Astor, der Missionar mit Inka-Forscher-Ambitionen, der die Führung übernommen hatte, war einige Male nahe darangewesen, ihn in ihr Quartier zurückzuschicken. Er konnte verstehen, daß der Biologe lieber bei seiner Sammlung exotischer Tiere gewesen wäre. Darwin hätte seinerzeit auch wenig Lust verspürt, das El Dorado zu suchen. Aber zum Unterschied von Darwin war Wood bereits im El Dorado; daran konnte kein Zweifel mehr bestehen. Außerdem ging es hier um mehr als nur darum, einen Schatz zu suchen. In dieser Stadt gab es rätselhafte Geschehnisse, die noch längst nicht geklärt waren und womöglich nie ganz geklärt werden konnten.

Auf jeden Fall war Astor ganz Hunters Meinung, daß sie zusammenbleiben mußten. Und das war der Hauptgrund gewesen, warum er den Biologen mit sanfter Gewalt zwang, mitzugehen.

Inzwischen war aus der Schatzsuche eine Suche nach den Verschollenen geworden. Sie hatten Coes und Rogards Morsezeichen vernommen und waren in ein unterirdisches Labyrinth vorgedrungen. Astor ließ wohlweislich überall von Freytag mit Fettkreide Markierungen anbringen, damit sie den Weg zurückfanden. Dennoch ließ es sich nicht verhindern, daß sie sich gelegentlich im Kreise bewegten. Immer wieder stießen sie auf ihre eigenen Markierungen, aber sie kamen auch in neue Gewölbe, in denen sie vorher noch nie gewesen waren.

Astor versuchte sich vorzustellen, wie es möglich war, daß eine ganze Stadt durch die Jahrhunderte bewegt werden konnte. Hunter hatte das behauptet - und vieles wies auch darauf hin. Es waren keine wissenschaftlichen Beweise - zugegeben, aber wie sollte man sich sonst erklären, daß plötzlich Inkas aus dem 16. Jahrhundert und spanische Eroberer aus eben dieser Zeit auftauchten? Man mußte eine Zeitversetzung als gegebene Tatsache hinnehmen. Dennoch erwachte Astors Skepsis von neuem, als sie dieses unterirdische Labyrinth fanden.

Die Stadt mußte mitsamt diesen unterirdischen Gewölben eine Zeitverschiebung mitgemacht haben. Wie ging das vor sich? Was war aus dem Dschungel geworden, der vor dem Auftauchen der Stadt aus dem Nichts - der Vergangenheit - hier gewuchert hatte?

Einige Hinweise - wenn auch keine wissenschaftlichen Erklärungen - gab das Quipu. Auch diese geheimnisvolle Knotenschnur war mit der Stadt aus der Vergangenheit gekommen. Und es hieß - das Quipu und Dorian Hunter sagten es, ebenso wie Jean Daponte dies angedeutet hatte -, daß die schlafende Machu Picchu mit ihren Träumen für verschiedene übernatürliche Phänomene verantwortlich wäre.

All diese Aussagen befriedigten Astor nicht. Er versuchte, in der Religion der Inkas Erklärungen zu finden in alten Prophezeiungen, die nun wahr geworden sein könnten; aber er fand nichts von einer Wiedergeburt Atahualpas - wenn man davon absah, daß Inka-Herrscher als unsterblich angesehen wurden. Aber nun war der untote Atahualpa doch tot. Oder doch nicht? Sein Fluch mußte jedenfalls weiterleben.

„Wir finden die beiden nie“, behauptete Elmar Freytag. „Ihre Zeichen kommen ständig aus einer anderen Richtung.“

„Wir dürfen sie nicht im Stich lassen“, erwiderte Elliot Farmer. „Wer weiß, für wie lange sie in denn Loch noch Luft

haben.“

„Coe hat behauptet, daß für Frischluftzufuhr gesorgt sei“, erwiderte Wood. Er zerrte nervös an seinem Hemdkragen. „Ich bekomme hier noch Platzangst.“

„Klaustrophobie nennt man das“, sagte Farmer belehrend und schob seinen Kautabak von einer Ecke in die andere. „Und darunter könnten auch Ihre beiden Kollegen in ihrem Verlies zu leiden haben.“

„Schon gut.“ Wood winkte ab. „Meine Nerven ...“

„Kommt einmal hierher!“ rief Elmar Freytag.

Er war in einem Seitengang verschwunden. Nur der Schein seiner Taschenlampe war zu sehen. „Was ist?“ fragte Astor. „Hier ist ein Tor. Und was für ein Tor! Etwas Unheimliches geht davon aus.“

Astor wurde immer ganz kribbelig, wenn er Bezeichnungen wie „unheimlich“, „unerklärlich“ und Ähnliches hörte. Es gab für alles natürliche Erklärungen. Die Wissenschaft wußte die Antworten. Tatsächlich? Meldete sich da sein anderes Ich, mit dem er öfter Streitgespräche führte. Läßt sich auch der Glaube, zu dem du die Amazonasindianer bekehren möchtest, wissenschaftlich erklären? Als Gottsohn am vierzigsten Tage von den Toten auferstand hat er wohl eine Wiederbelebungsspielle geschluckt? Man muß das unter gewissen Aspekten und als Gleichnis sehen.

Astor wischte all diese Gedanken weg. Er kam als letzter in den Seitengang, den Freytag entdeckt hatte, und fand sich plötzlich in einem gewaltigen Gewölbe. Es war gut und gern zwanzigmal zwanzig Meter groß und bestimmt sieben Meter hoch, doch es war schmucklos wie alle anderen Räume dieses Labyrinths. Auffallend war nur das Tor. Es war riesig, oben abgerundet, reichte bis einen Meter unter die Decke und war links und rechts von goldenen Fackelhaltern flankiert, in denen Fackeln brannten. Also suchten die Inkas dieses Gewölbe öfter

auf; zumindest war vor kurzem jemand hiergewesen, denn die Fackeln waren erst angebrannt. Über dem Tor war ein eigenartiges Relief, das einen der Inka-Kultur fremden Götzen zeigte; eine Abart des Teufels, der sich auf den Torbogen stützte, seine Flügel über die Wand ausbreitete und gewaltige Hörner hatte. Dieser steinerne Dämon wies keinerlei Parallelen zur Inka-Kultur auf. Er hatte europäischen Charakter und war dennoch fremdartig.

Freytag fand, von diesem Götzen ging etwas Unheimliches aus. Astor spürte es nun auch. Ein Gefühl der Beklemmung befiel ihn. Einbildung? Oder warnten ihn seine Urinstinkte vor einer wirklichen Gefahr? Vielleicht ging diese unheimliche Bedrohung nicht von dem Götzenbild aus, sondern von dem Tor - oder von dem, was hinter dem Tor lag?

„Farmer, fragen sie bei den Eingeschlossenen an, ob sie durch solch ein Tor gegangen sind“, trug Astor dem Reporter mit Bestsellerambitionen auf. „Vielleicht führt dieser Weg zu ihnen.“

Während Farmer morste, sagte Freytag, der dem Tor am nächsten stand, zähneklappernd: „Diese Kälte geht mir bis ins Mark. Es ist eine unnatürliche Kälte, wie sie auch die schlafende Machu Picchu ausstrahlt.“

Farmer hatte zu morsen aufgehört. Gleich darauf kam die Antwort in Form von Klopfzeichen. Der Reporter entschlüsselte sie.

„Coe meint, daß sie von Mauern umschlossen sind und nichts über ihre Position aussagen können.“

Astor hatte nur mit halbem Ohr zugehört. Das Tor zog ihn magisch an.

„Zieht euch in sichere Entfernung zurück!“ befahl er den anderen. „Wer weiß, was passiert, wenn ich die Schwelle übertrete.“

Der gläubige Missionar und nüchterne Wissenschaftler,

rechnete plötzlich mit übernatürlichen Ereignissen. Oder wie sonst sollte man die Warnung auslegen?

Astor schritt langsam auf das Tor zu. Ihm war, als gerate die Finsternis dahinter in wallende Bewegung; er glaubte, eine rasend schnelle Bewegung wahrzunehmen.

Und er spürte die Kälte. Sie drang nicht nur in seinen Körper, sondern griff auch mit eisigen Klauen nach seinem Geist.

Jetzt hatte er das Tor erreicht. Noch ein Schritt, dann konnte er die Finsternis berühren - das absolute Nichts. Was für ein Unsinn, wollte er sich einreden. Schwärze und auch das absolute Nichts waren nicht körperlich.

David Astor streckte eine Hand in das pulsierende Nichts - und zuckte mit einem Aufschrei zurück. Er wirbelte um seine Achse, torkelte wie blind gegen eine Wand und prallte zurück. Seine Arme pendelten, als hätte ihnen die Schwärze ein eigenes Leben verliehen. Und er schrie! Es klang nicht wie ein Schrei aus Qual, sondern mehr wie der Schrei eines Menschen, der plötzlich den Verstand verloren hatte, es wußte, aber nicht mehr die Kommunikationsmöglichkeit hatte, sich mitzuteilen. Zwischendurch sprudelten zusammenhanglose Worte.

„Astor! Kommen Sie zu sich!“ Farmer packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn. Als das nichts half, schlug er ihn auf eine Wange; zuerst leicht; beim zweitenmal steckte schon mehr Wucht hinter seinem Schlag.

Astor schien überhaupt nichts zu spüren. Er stammelte weiterhin zusammenhangloses Zeug, dann sank er in sich zusammen, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand, starrte stupide ins Leere und verkündete blubbernd: „Sie werden - über uns kommen. Ich habe sie gesehen. Irgendwann kommen sie über uns.“

„Wer? Was haben Sie gesehen?“ fragte Freytag eindringlich.

Da spürte er plötzlich in seinem Rücken einen Luftzug.

Irgend jemand schrie. Er wirbelte herum und drückte fast automatisch die Polaroid ab, die er ständig mit sich herumtrug. Der Elektronenblitz erhellte die Leere hinter dem Tor gespenstisch. Irgend etwas bewegte sich dort. Dann leuchtete hinter dem Tor plötzlich ein gelblicher, wallender Nebel und daraus stieß etwas hervor.

„Achtung! Wood!“ schrie Farmer und versuchte das Heulen eines plötzlich aufkommenden Sturmes, der an ihnen zerrte, zu übertönen.

Die Warnung kam für den Wissenschaftler zu spät. Er stand wie gelähmt da, zu keiner Bewegung mehr fähig. Er war nicht in der Lage, so abstrakt zu denken wie die anderen. Sein logisch geschulter Verstand suchte nach Erklärungen für diese seltsamen Vorkommnisse. Zuerst diese absolute Schwärze und nun der wie von innen glühende Nebel und der Sturm. Woher kam er? Wie war das möglich?

Als eine Art Tentakel aus dem Nebel hervorzuckte, war Wood nicht einmal in der Lage, eine Abwehrbewegung zu machen. Er sah das schlangenähnliche Ding mit den Saugnäpfen auf sich zuschießen, und dahinter tauchte der gebogene Schnabel eines Vogels auf. Der Schnabel konnte von einem der längst ausgestorbenen Onactornis stammen, von einem der über zwei Meter fünfzig großen Raubstraube.

Der Tentakel schlang sich um seine Körpermitte. Die Saugnäpfe sogten sich an seiner Kleidung fest. Er hörte das Zerreißen des Stoffes. Dann machte der Schnabel blitzschnelle, ruckartige Bewegungen, hackte auf ihn ein, während er von dem Tentakel herumgeschleudert wurde und die Muskeln ihn in der Mitte zusammenschnürten.

„Wood ist nicht mehr zu retten“, rief Freytag.

Er mußte Astor gewaltsam aus dem Gewölbe drängen.

Farmer zielte mit seinem schweren Colt und stützte die Schußhand auf den linken Unterarm, um besser zielen zu

können. Als der mächtige Schnabel mit dem häßlichen Federkopf dahinter wieder auf Wood einhacken wollte, schoß Farmer. Der Schnabel wurde von dem großkalibrigen Projektil förmlich zerfetzt.

Aber das rettete Wood nicht mehr. Ein zweiter Tentakel kam aus dem Nebel hinter dem Tor geschossen. Wieder blitzte es auf, als Freytag ein Foto schoß. Wood gab seinen letzten Schrei von sich, dann war er unter den zuckenden Schlangenenarmen mit den Saugnäpfen verschwunden.

Farmer stieß Astor hinaus, der sich immer noch benahm, als hätte er den Verstand verloren. Dabei verlor er seinen Notizblock. Gerade als er sich danach bücken wollte, tauchte Freytags Stiefel auf und beförderte den Notizblock mit einem Fußtritt aus dem Gewölbe. Die eng bekritzelten Seiten flogen wie eine lahm mit den Flügeln schlagende Möwe durch die Luft. Ein toter weißer Vogel. Farmer wollte sich diesen Vergleich merken. So muß ich diese Situation beschreiben.

Sie erreichten den Seitengang. Astor schien wieder zu sich gekommen zu sein.

„Wood“, murmelte er.

Dann weiteten sich seine Augen in der plötzlichen schrecklichen Erkenntnis, daß der Biologe von irgendeinem Ungeheuer getötet worden war. Er wollte zurückeilen, doch Freytag stieß ihn in die andere Richtung weiter.

Farmer übernahm die Führung.

„Rogard! Coe! Können Sie uns hören?“ erklang da plötzlich von vorn eine Stimme.

„Das war Hunter!“ entfuhr es Freytag erleichtert.

Sekunden später tauchte Dorian Hunter auch schon aus einem Gang auf. Ihm auf den Fersen folgten das Halbblut Sacheen und Jeff Parker.

Freytag und Farmer sprachen durcheinander, so daß Dorian zuerst überhaupt nichts verstand. Erst langsam kristallisierte sich heraus, was die drei angeblich erlebt hatten.

Dorian wandte sich an den Missionar David Astor, der schweigend danebengestanden hatte und fragte: „Haben Sie nichts zu sagen, Astor?“

„Ich habe nicht genau gesehen, wie Wood starb. Ich weiß nur - daß es schrecklich war.“

„Hm“, machte der Dämonenkiller.

Es klang skeptisch. Nicht daß er die Erzählungen nicht glauben wollte; es war bestimmt ein Körnchen Wahrheit darin; aber vorbehaltlos wollte er nicht alles glauben.

„Sehen wir uns dieses Tor einmal an“, meinte er.

„Du willst, daß wir dorthin zurückgehen?“ fragte Freytag entsetzt und schauderte. „Wer weiß, ob wir den Weg zurück überhaupt finden.“

„Wir haben die Markierungen“, warf Farmer ein. Er schlug einige Blätter seines Notizblocks um, den er im Laufen aufgehoben hatte, und hielt dem Dämonenkiller eine Seite hin, auf der eine Skizze zu sehen war.

„Ich habe eine Zeichnung von dem Tor angefertigt“, sagte er.

Dorian sah sich die Skizze an. Stirnrunzelnd deutete er auf das Götzenbild über dem Tor, das mit einigen schnellen Strichen hingekritzelt war.

„Hast du deiner Fantasie nicht etwas zu sehr die Zügel schießen lassen?“ meinte er. „Dieser Götze paßt überhaupt nicht in die Mythologie der Inkas.“

Farmer schüttelte den Kopf.

Astor sagte: „Das ist mir auch aufgefallen. Das Götzenbildnis über dem Tor hatte europäischen Charakter. Es könnte eine Teufelsdarstellung des Mittelalters sein. Vielleicht

veranlaßte der Dämon ...“

Er sprach nicht weiter, weil er erkannte, daß er da seiner Meinung nach zu gewagte Spekulationen anstellte.

Der Dämonenkiller aber hatte diesen Gedanken bereits aufgegriffen und spann ihn weiter. Ja, warum hätte der Dämon Aguilar, der von Europa in die Neue Welt gekommen war, von den Inkas nicht eine idealisierte Darstellung von sich anfertigen lassen sollen?

„Ich habe auch noch die Fotos als Beweis“, erklärte Freytag.

Er zog das Schutzpapier von den beiden Abzügen und überreichte sie Dorian, ohne selbst einen Blick darauf zu werfen. Er glaubte ja zu wissen, was darauf abgebildet war. Das eine Foto mußte zeigen, wie das Tentakelungeheuer aus dem leuchtenden Nebel hervorstieß; das andere, wie James Wood von den Tentakeln und dem Riesenschnabel traktiert wurde.

„Wann willst du denn diese Fotos gemacht haben?“ fragte Jeff Parker, der Dorian über die Schulter blickte, um die Abzüge betrachten zu können.

„Na, eben“, antwortete Freytag fast empört. „Wieso? Sind Sie nichts geworden? Was stimmt denn damit nicht?“

Dorian gab die beiden Farbfotos an ihn zurück.

„Aber - das ist unmöglich!“ rief Freytag fassungslos, als er die Fotos betrachtete. „Ich sah doch die Ungeheuer ganz deutlich, als ich den Auslöser der Polaroid drückte.“

Er konnte nicht verstehen, daß die beiden Fotos etwas ganz anderes zeigten. Auf beiden waren Ausschnitte von Steinreliefs zu sehen, die die typischen Bilddarstellungen der Inkas zeigten: irgendwelche kauernde Figuren.

„Das ist unmöglich!“ sagte Freytag wieder.

„Wir werden sehen“, meinte der Dämonenkiller nur. „Führt

uns zu dem Tor! Und haltet eure Waffen bereit! Diesmal werden wir uns nicht von irgendwelchen Ungeheuern überraschen lassen.“

„Sollten wir nicht zuerst die Suche nach den beiden Verschollenen fortsetzen?“ warf Sacheen schüchtern ein.

„Das ist vorerst sinnlos“, sagte David Astor. „Wir sind schon seid Stunden durch dieses Labyrinth geirrt, ohne irgendwelche Hinweise auf die beiden zu finden - obwohl wir möglicherweise dicht bei ihnen waren. Vielleicht...“

Der Missionar entriß Freytag die beiden Fotos.

„Ja, das könnte tatsächlich ein Hinweis sein“, murmelte er dabei.

„Wovon sprechen Sie denn?“ wollte Jeff Parker wissen.

„Vielleicht sind die Bilder Ausschnitte aus dem Plan des Labyrinths, in dem Coe und Rogard eingeschlossen sind. Wenn wir diese Reliefwand finden, finden wir vielleicht auch den Weg zu den Eingeschlossenen. Kommt mit!“

Astor führte sie zu dem Gewölbe mit dem geheimnisvollen Tor. Sie näherten sich dem Zugang mit schußbereiten Waffen oder mit zum Schlag erhobenen Macheten.

Aber ihre Vorsicht war nicht nötig. Das Gewölbe war leer. Die beiden Fackeln erhellten es mit ihrem flackernden Schein, der auch in den Raum hinter dem Tor fiel. Es gab keine absolute Schwärze und auch keinen leuchtenden Nebel mehr.

„Und hier sollen Ungeheuer gewesen sein?“ fragte Parker ungläubig.

Aber dann sahen sie die mumifizierte Leiche vom James Wood.

Sacheen schrie bei seinem Anblick gellend.

David Astor entledigte sich wieder einmal seiner Kutte, um

damit Woods Leichnam zu bedecken. Er bot einen schrecklichen Anblick. Dorian war sicher, daß Wood keinen Tropfen Blut mehr in sich hatte. Also mußte irgend etwas Wahres an dem Bericht von den Ungeheuern dran sein. Dorian hatte eigentlich keine Sekunde an ihrer Existenz gezweifelt. Nur - er wollte ihnen selbst einmal begegnen. Wo waren die Ungeheuer? Wohin verschwanden sie nach jeder Attacke wieder?

Der Raum, in den sie kamen, war so groß wie das Gewölbe außerhalb des Tores. Es gab keinen sichtbaren zweiten Ausgang. Das Gewölbe unterschied sich aber ganz wesentlich von dem Vorraum. Alle Wände, die Decke und selbst der Boden waren mit Reliefs aus purem Gold geschmückt. Zwischen den Bilddarstellungen füllten Mosaike aus Edelsteinen und Halbedelsteinen die Lücken.

„Wir haben den Schatz gefunden!“ rief Freytag überschwenglich aus.

Er lief wie ein Irrer durch den Raum, betastete die goldenen Reliefs der Wände und küßte in grenzenlosem Überschwang die Einlegearbeiten.

„Gold! Gold!“ rief er glucksend. „Die Wände bestehen aus reinstem Gold! Tonnen von Gold! Wir sind reich!“

Die anderen gingen nicht so aus sich heraus. Astor betrachtete die goldenen Reliefs in erster Linie mit den Augen des Inka-Forschers und vertiefte sich in die Darstellungen.

Farmer wirkte beinahe noch besinnlicher. Er überlegte bereits Formulierungen für dieses Kapitel seines Buches, in dem er schildern wollte, wie sie in diesen Raum vorgedrungen waren. Der erste Schritt ins El Dorado. Du meinst zu träumen, kneifst dich, aber du wachst nicht auf, bist geblendet von dem Gold um dich herum, und dem Feuer der Edelsteine.

Alle hatten den toten Wood vergessen und dachten nicht mehr daran, auf welche Art und Weise er umgekommen war.

Selbst Dorian hing anderen Gedanken nach. Er sah nicht das Gold, sondern - wie Astor - die Bilder, die die Inkas aus diesem edlen Metall geformt hatten.

„Die Fotos, Elmar!“ verlangte er von Freytag.

Der warf sie ihm, ohne ihn anzusehen, achtlos zu. Dorian mußte sie vom Boden aufheben, betrachtete sie, verglich sie mit den Bilddarstellungen an den Wänden. Dorian hatte schon einige Male erlebt, daß sich Dämonen und deren metaphysische Ausgeburten nicht fotografieren ließen. Er versuchte deshalb den Winkel abzuschätzen, in dem Freytag gestanden haben mußte, als er die Ungeheuer aufnehmen wollte. Durch eine Luftspiegelung oder eine Verzerrung der elektromagnetischen Wellen auf magische Weise waren statt der Ungeheuer die hinter ihnen liegenden Reliefwände auf die Fotos gebannt worden.

Dorian verglich die Bildausschnitte auf den Fotos mit den Wänden und erkannte *die* Übereinstimmung.

„Kommen Sie einmal her, Astor!“ bat er den Missionar. „Ich glaube, Machu Picchu wollte uns mit diesen Fotos ein Zeichen geben.“

„Machu Picchu schläft“, sagte Astor.

Dorian erzählte ihm in kurzen Zügen, wie sie ihm, Parker und Sacheen erschienen war und fügte hinzu: „Sie erwähnte einen Saat *der Träume* - ebenso wie der Oberpriester Huica. Ich bin nun sicher, daß damit dieser Raum gemeint war. Sehen Sie sich die auf den Wänden dargestellten Szenen genauer an!“ Dann werden Sie erkennen, daß einige von ihnen Parallelen zu der in dem Quipu enthaltenen Botschaft aufweisen.“ Dorian deutete auf eine Darstellung an der Wand, die mit einem Fotoausschnitt übereinstimmte. „Das Original zeigt noch deutlicher, daß es ein Labyrinth darstellen soll. Und hier - diese beiden Figuren, die die Arme hilflos zum Himmel zu strecken scheinen, könnten sie nicht Coe und Rogard darstellen?“

Astor ging zu der Wand, betastete sie, als wollte er sich überzeugen, daß sie nicht nur ein Trugbild war.

„Fantastisch, Hunter“, sagte er überwältigt. „Obwohl diese Reliefe schon vor über vierhundert Jahren geschaffen worden sein müssen, scheinen sie auf Ereignisse unserer Gegenwart Bezug zu nehmen. Konnten die Inkas die Zukunft voraussagen? Diese beiden Gestalten sind Fremde, eingeschlossen in ein Verlies. Die Mauern sind durch Edelsteine dargestellt. Streng geometrisch! Nur ein Mosaik ist verschoben. Ein geheimer Zugang. Und das hier ist der Saal, in dem wir stehen. Ein Weg aus Türkisen führt zu den Eingeschlossenen. Hunter, wir haben Coe und Rogard! Wir wissen nun, wo sie sind. Und wir kennen auch die Stelle, wo der geheime Zugang sich befindet. Glauben Sie wirklich, daß Machu Picchu uns den Weg zu ihnen zeigen wollte?“

„Das werde ich sie fragen, wenn ich sie wieder treffe“, antwortete Dorian lakonisch. „Jetzt werden wir erst einmal Coe und Rogard befreien. Dann hole ich das Quipu. Ein Vergleich der Knotenschnüre mit diesen Reliefs könnte interessante Rückschlüsse ergeben.“

„Sie haben die Suche aufgegeben“, sagte Abraham Coe mit weinerlicher Stimme.

Er schleuderte die Waffe fort und trommelte mit der Faust gegen die Wand, bis er es vor Schmerz nicht mehr aushielt. Hätte er einen zweiten Arm gehabt, er hätte sich auch ihn in seiner Verzweiflung wundgeschlagen.

„Wer hat die Suche aufgegeben?“ fragte James Rogard verständnislos.

„Sie haben auf meine Morsezeichen nicht mehr reagiert“, sagte Coe. „Sie können uns nicht hören. Wir sind verloren.“

„Ihr werdet erhört werden“, meldete sich da wieder die

wohlklingende Frauenstimme aus dem Nichts. „Die Rettung ist nahe.“

Coe und Rogard versteiften sich, lauschten. Ihre Blicke wanderten über die Wände, die sie einschlössen. Nur kalter Stein war zu sehen.

„Pst!“ machte Coe und hielt den Finger an die Lippen. „Du darfst sie nicht erschrecken, Jimmy, sonst läuft sie davon.“

„Ich verscheuche sie gewiß nicht, Abraham“, versicherte James Rogard.

Die beiden Wissenschaftler waren in den wenigen Stunden, die sie zwangsläufig auf engstem Raum miteinander verbringen mußten, zu verschworenen Freunden geworden.

„Bist du noch da, Machu Picchu?“, erkundigte sich Coe vorsichtig.

„Ich bin euch nahe“, versicherte die Frauenstimme. „Aber nun wird alles wieder so weit für mich. Ihr entrückt mir, Freunde.“

„Geh nicht fort!“ flehte Rogard. „Laß uns nicht allein, sonst sind wir verloren!“

„Ihr werdet mir auf einmal so fremd“, sagte Machu Picchus Stimme ängstlich. „Warum entfremdet ihr euch mir nur?“

Ihre Stimme wurde immer leiser.

„Geh nicht fort! Wir sind es doch! Abraham Coe und James Rogard. Geh nicht fort!“

„Ich muß. Ich halte es nicht aus. Ihr aber seid gerettet. Denkt daran, mich zu wecken, damit euch meine Träume nichts anhaben können! Weckt mich! Nein, nicht so! Es schmerzt. Und der Schmerz steigert meine Alpträume. Das bringt für euch alle große Gefahren.“

Die Stimme verstummte. Obwohl die beiden Wissenschaftler lange in atemloser Spannung lauschten, bekamen sie sie nicht wieder zu hören.

„Sie hat uns verlassen“, sagte Coe bedauernd.

„Aber nein!“ Rogard packte seinen Kollegen am Arm. Er starrte auf die gegenüberliegende Wand, und sein Gesicht verklärte sich. „Sie kommt wieder. Da! Siehst du sie nicht, Abraham? Machu Picchu kommt zu uns.“

Coe starrte auf den Punkt an der Wand, den Rogard mit seinen Blicken fixierte. Er tat es lange und intensiv, und dann verklärte sich auch sein Gesicht.

„Ja“, hauchte er. „Machu Picchu kommt zu uns. Ist sie nicht schön?“

Es war ein häßliches Geräusch zu hören, als würden alle Felsquader der Inka-Stadt gleichzeitig gerückt. Und auf einmal war die Inka-Prinzessin verschwunden: sie hatte sich in Luft aufgelöst.

„Hunter!“ rief Coe wütend aus und stürzte sich auf die Gestalt, die in der Wandöffnung erschien. Er trommelte mit seiner wunden Faust auf den Dämonenkiller ein. „Sie haben Machu Picchu verscheucht. Sie sind es, der sie quält. Sie hat es uns gesagt.“

Dorian schluckte den Kloß herunter, der ihm plötzlich in der Kehle saß. Er wehrte die Schläge des Wissenschaftlers kaum ab. Es war erschütternd.

Sie hatten die Verschollenen gefunden. Aber die beiden hatten den Verstand verloren.

Man brachte die geistesgestörten Wissenschaftler ins Quartier. Dorian nahm bei dieser Gelegenheit das Quipu an sich. Sacheen blieb bei den beiden zurück, um sie zu betreuen. Dorian gab ihr zwei Wachhaltetabletten, damit sie nicht vor Müdigkeit umkippte. Die restlichen nahm er mit, um sie an die anderen zu verteilen.

Der Dämonenkiller hoffte, daß diese Nacht die Entscheidung

bringen würde.

Sacheen ergriff zum Abschied seine Hand.

„Was erwartet uns, Dorian?“ fragte sie.

Er wich dem Blick ihrer großen Augen aus.

„Übernimmst du dich auch nicht damit, hier Wache zu halten?“ fragte er ausweichend. Er blickte durch die Tür in die Nacht hinaus. „Pesce lauert bestimmt irgendwo da draußen.“

„Ihn fürchte ich nicht“, sagte Sacheen und umfaßte den Knauf der Peitsche, die in ihrem Gürtel steckte. „Aber was für andere Schrecken lauern noch auf uns? Willst du mir nicht reinen Wein einschenken, Dorian? Alles ertrage ich leichter, als diese nagende Ungewißheit.“

Er lächelte schwach.

„Die Wahrheit ist, daß ich selbst keine Ahnung habe“, sagte er, nicht ganz der Wahrheit entsprechend. Er hatte gewisse Ahnungen, aber sie waren so konfus; er wollte das Mädchen nicht damit belasten. Zuversichtlicher sagte er: „Aber es kann alles noch gut werden.“

Bevor sie ihn entließ, hauchte sie ihm noch schnell einen Kuß auf die Wange.

Er stand schon in der Tür, als Rogard ihm nachrief: „Quälen Sie Machu Picchu nicht, Hunter! Jeder Schmerz läßt einen neuen Alptraum in ihr zur Wirklichkeit werden.“

Dorian drehte sich nicht mehr um. Was sollte er von dieser Äußerung halten? Was meinte Rogard? Waren es nur die Hirngespinnste eines kranken Geistes? Oder steckte mehr dahinter?

Dorian wollte Letzteres glauben. Denn was Rogard sagte, stimmte mit dem überein, was er einigermaßen sicher wußte: Machu Picchu konnte der auslösende Faktor sein. Sie war der Ursprung aller Schrecken. Je nachdem, wie sie beeinflusst wurde, konnte sie Tod und Schrecken über sie bringen.

Aber wie kam Rogard darauf, daß er, Dorian, Machu Picchu quälte? Er hatte sie nicht angerührt, in keiner Weise beeinflußt, ja, sogar ganz bewußt die Hände von ihr gelassen. Wer . . .

Arturo Pesce! Er mußte es sein, der Machu Picchus Schlaf störte, sie quälte und so ihre Träume zum Schlechten beeinflußte.

Einer plötzlichen Eingebung zufolge, ging Dorian nicht sofort ins unterirdische Labyrinth, sondern wandte sich dem Sonnentempel zu.

Der Tempelplatz war vom Licht der Fackeln erhellt. Durch das Sonnentor, das ins Innere des Tempels führte, drang der Singsang der Priester. Dann folgte Stille - die ein ekstatischer Schrei zerriß.

Dorian begann zu laufen. Als er in den Tempel kam, war die Opferung bereits vollzogen. Quer über die schlafende Machu Picchu lag die weißgekleidete Gestalt einer Sonnenjungfrau. Ihre linke Körperhälfte war blutig. Huica zog gerade das Opfermesser aus ihrem Körper.

„Ihr bringt sinnlose Opfer dar, Huica“, sagte Dorian in Quechua. „Damit versöhnt ihr die bösen Geister nicht, die nur den Fluch des Dämons Atahualpa erfüllen. Ihr müßt den Fluch aufheben, um die Geister zu verjagen.“

Huica gab keine Antwort. Dorian bedrängte ihn nicht. Er wartete so lange, bis die Opferpriester den Körper der geopferten Sonnenjungfrau aufgebahrt hatten und aus dem Tempel trugen.

Huica verstand sein schauriges Handwerk meisterlich; nicht ein Tropfen Blut war auf Machu Picchu gespritzt. Sie lag reglos da. Aber sie wirkte nicht scheintot. Von ihrem Körper ging auch nicht diese unnatürliche Kälte aus. Sie fühlte sich warm an, und als Dorian ihr Handgelenk ergriff, vermeinte er sogar, ihren Puls zu spüren.

„Wollen die Inkas Machu Picchu überhaupt schlafen lassen,

Huica?“ erkundigte sich Dorian. „Oder ist es ihre Absicht, sie zu quälen, damit ihre Alpträume Wirklichkeit werden, um uns Eindringlinge damit zu vernichten?“

„Wir wollen Machu Picchu schlafen lassen - so lange, bis sie aus eigener Kraft zu den Lebenden zurückkehrt.“

Dorian breitete das Quipu über sie aus - und sah, wie sich auf ihrem Körper eine Gänsehaut bildete.

Huicas Augen funkelten verräterisch.

„Wir alle wollen, daß der heilige Schlaf der Prinzessin nicht gestört wird“, sagte der Oberpriester wieder.

Dorian wußte nicht, ob er das glauben sollte. Er war jedoch sicher, daß die Inkas sie haßten - wenn sie das auch nicht offen zeigten - und ihnen alles Böse wünschten. War es vielleicht doch nicht Pesce, der die Inka-Prinzessin quälte, sondern Huica?

Andererseits hatte es wiederum den Anschein, daß die Inkas ihre schlafende Prinzessin verehrten. Brachten sie ihr Menschenopfer dar, um sie zu versöhnen - oder um sie gegen die Eindringlinge zu hetzen?

„Es ist ein Abtrünniger unter uns“, sagte Dorian. „Es handelt sich um den Mann mit den schwarzen Locken, der so duftet wie hundert Blüten und der Kot der Lamas zugleich. Hat er versucht, den Schlaf der Prinzessin zu stören?“

„Jener Mann ist zu feige, um vor uns hinzutreten“, erklärte Huica.

„Aber ihr habt ihn gesehen?“

„Er schleicht gleich einem kranken Jaguar um unseren Tempel.“

„Wenn ihr ihn wieder seht, dann nehmt ihn gefangen und übergibt ihn mir!“ verlangte Dorian. „Aber ihr dürft ihn nicht richten.“

Huica bestätigte durch ein leichtes Kopfnicken, daß er

Dorians Wünschen nachkommen wollte.

Dorian betrachtete das Quipu, das er auf Machu Picchus Körper ausgebreitet hatte. Die Knotenschnur war eng mit ihrem Schicksal verknüpft. War sie ihr Schicksal?

Sie hatte es damals im Jahre 1533 beim Raub des zerstückelten Inka-Herrschers Atahualpa zurückgelassen. Der Dämonenkiller im Körper des Georg Rudolf Speyer hatte es damals an sich genommen und immer bei sich getragen, bis er mit Martinez Konquistadoren Manoa fand. Die wirksam gewordenen magischen Kräfte hatten ihm das Quipu entrissen und mitsamt der Stadt Manoa in die Zukunft geschleudert. Und jetzt war er als Dorian Hunter wieder darüber gestolpert.

Das war kein Zufall, sondern eine absichtliche Manipulation. Dorian kam sogar der Verdacht, daß die Sonnenralle nicht zufällig an dem Quipu gepickt hatte, sondern nur dazu da gewesen war, um ihn auf die Knotenschnur aufmerksam zu machen. Eine Wirklichkeit gewordenes Traumgebilde Machu Picchus? Wer weiß...

Dorian langte nach der Knotenschnur und öffnete blitzschnell einen der Knoten. Er sah, wie der Oberpriester instinktiv eine Hand ausstreckte, um ihn daran zu hindern, aber er kam zu spät.

Dorian konnte selbst nicht sagen, was er mit diesem Versuch erreichen wollte, aber er war sicher, daß irgend etwas passieren würde.

Und da begann sich Machu Picchu zu regen.

„Weckt mich“, kam es kaum hörbar über ihre Lippen.

Sie sprach spanisch- also war der Ruf nicht an ihre Artgenossen gerichtet. Sie wälzte sich unruhig hin und her.

Huica eilte schnell aus dem Tempel „Weckt mich!“ verlangte die Inka-Prinzessin wieder, diesmal lauter. „Zerstört meine Träume! Befreit mich daraus!“

Machu Picchu atmete schwer. Sie öffnete die Augen, starrte Dorian an und hob eine Hand, als wollte sie nach der seinen greifen. Die Hand sank aber wieder kraftlos zurück. Ihr Blick wanderte in unergründliche Fernen. Sie stöhnte.

„Nicht so. Ihr dürft mich nicht quälen, sondern müßt die richtige Art finden. Der Weg führt über den *Saal der Träume*. Aber hütet euch vor ...“ Sie bäumte sich auf und schrie. Dorian zuckte unwillkürlich zusammen. Im nächsten Augenblick rührte sie sich nicht mehr. Sie schlief wieder tief und fest. Dorian fühlte ihren Puls. Er ging ganz schwach. Wenigstens war sie nicht wieder in die schein tote Starre verfallen.

Sollte er einen weiteren Knoten des Quipus lösen? Er hätte den Versuch gewagt, wenn in diesem Augenblick nicht Huica mit den anderen Opferpriestern zurückgekommen wäre. Sie führten eine der Sonnenjungfrauen mit sich. Dorian wußte, was das zu bedeuten hatte. Es wäre sinnlos gewesen, zu versuchen, Huica dahingehend umzustimmen, daß er auf weitere Menschenopfer verzichtete.

Die Inkas warteten schweigend. Dorian nahm das Quipu an sich und verließ den Tempel. Da sah er beim Tor der Tempelmauer eine Bewegung.

Arturo Pesce!

Dorian rannte los, zog im Laufen seine Waffe und feuerte drei Warnschüsse in die Luft. Aber Pesce ließ sich nicht einschüchtern. Er sprang behende über Baumwurzeln und verschwand im Busch.

Dorian wußte, daß es besser gewesen wäre, ihn laufenzulassen. Andererseits wollte er verhindern, daß Pesce irgendeine Dummheit beging. Er wollte ihm eindringlich vor Augen halten, daß er die Hände von Machu Picchu lassen mußte. Deshalb folgte er ihm in den Dschungel.

Und rannte auch prompt in die Falle.

Plötzlich blitzte ein Lichtstrahl auf und blendete ihn.

„Keine Bewegung, Hunter! Waffe fallen lassen!“

Dorian gehorchte.

„Du begehst eine große Dummheit, Pesce“, sagte Dorian. „Warum versuchst du es auf eigene Faust anstatt mit uns zusammenzuarbeiten? Du bringst uns durch deine eigenmächtigen Handlungen nur alle unnütz in Gefahr. Und dich selbst auch.“

Pesce kicherte. Er war in der Dunkelheit nicht zu sehen. Nur die Lichtquelle zeigte Dorian, wo er stand.

„Ich kann mir schon vorstellen, wie es euch wurmt, daß ich mir den Schatz allein hole. Aber ich will einfach nicht teilen.“

„Du wirst keinen Schatz finden, Pesce.“

„Und warum bist du dessen so sicher?“

„Weil wir ihn schon gefunden haben.“

Eine Weile herrschte Stille. Dann begann Pesce lauthals zu lachen. „Und das soll ich dir glauben? Ich lasse mich nicht bluffen, Hunter. Ich weiß, daß der Weg zu dem Schatz nur über Machu Picchu führt. Und ich weiß auch schon, wie ich sie zum Sprechen bringen kann.“

„Bleibe ja dem Tempel fern!“ warnte Dorian. „Die Inkas bewachen ihn. Und wenn du ihnen in die Hände fällst, kann dir niemand mehr helfen.“

„Halt die Schnauze, Hunter!“ herrschte Pesce ihn an. „Du ödest mich an. Ihr alle könnt mich mal. Machu Picchu gehört mir. Und ich werde mich nicht daran hindern lassen, sie zum Sprechen zu bringen. Das kannst du den anderen ausrichten. Soll ich dir verraten, was ich mit ihr vorhabe?“

„Egal, was du tust, Pesce, es ist das Falsche.“

„Hau endlich ab!“

Als Dorian zögerte, feuerte Pesce einen Schuß ab. Das Projektil bohrte sich wenige Zentimeter vor Dorian's Füßen in den Boden. Er hatte keine andere Wahl, als zur Stadt

zurückzukehren. Pesce leuchtete hinter ihm her, bis er den Dschungelrand erreichte, dann verschwand er in den Büschen.

Pesce fand den Weg zum hohlen Baum schon im Schlaf. Als er im Versteck war, leuchtete er Machu Picchu an. Sie lag - wie immer - steif wie ein Brett da. Nichts regte sich in ihrem Gesicht.

„Jetzt muß ich ernst machen, Goldmädchen“, sagte er zu ihr. „Ich habe nicht mehr viel Zeit. Meine Geduld ist am Ende. Ich werde noch einmal versuchen, mich in Güte mit dir zu einigen. Solltest du aber auf meine sanften Versuche hin nicht aufwachen, dann bin ich zu einem Ritual gezwungen, das dir sicherlich nicht unbekannt sein wird. Einen silbernen Nagel habe ich mir bereits besorgt.“

Als Dorian in das mit goldenen Reliefs ausgelegte Gewölbe kam, hatte Astor gerade eine Auseinandersetzung mit Freytag; das heißt, Astor versuchte ruhig und mit stichhaltigen Argumenten den anderen zur Vernunft zu bringen, der die Goldreliefs sofort aus ihren Fassungen lösen wollte.

„Sie sind genauso dumm wie die spanischen Konquistadoren, die seinerzeit alle goldenen Kunstgegenstände der Inkas einschmolzen. Ich aber werde nicht zulassen, daß diese Kulturschätze vernichtet werden.“

„Was haben wir denn von dem Gold, wenn wir tot sind?“ erwiderte Freytag leidenschaftlich. „Packen wir doch soviel davon zusammen, wie wir tragen können, und hauen dann ab.“

„Es fragt sich nur, ob die Inkas dich so ohne weiteres gehen lassen würden, Freytag“, warf Dorian ein.

„Ah, Hunter!“ rief Freytag zynisch. „Hätte ich mir doch denken können, daß du in dieselbe Kerbe schlägst wie unser Missionar. Aber vielleicht wirst du anders denken, wenn du erfährst, was Astor inzwischen herausgefunden hat. Jeff ist

schon recht nachdenklich geworden. Ja, ja, es beschleicht einen schon ein seltsames Gefühl, wenn man erfährt, daß unser Tod vorausbestimmt ist. Los, Astor, sagen Sie Hunter schon, was Ihnen die Bilderchen verraten haben! Sie waren doch auch nicht überrascht, als wir Coe und Rogard als Wahnsinnige wiederfanden?“

„Nein, ich war nicht überrascht“, gab der Missionar zu.

Er trug wieder seine Kutte. Der mumifizierte Leichnam Woods war fortgeschafft worden. „Und ich hätte auch Woods Tod voraussagen können, wenn wir schon früher in diesen Raum vorgedrungen wären.“

Er wartete, bis Dorian an seiner Seite war, und erklärte dann eine Reihe von Reliefs.

„Die Bilder enthalten viele, den Inkas fremde Elemente, obwohl sie eigentlich schon angefertigt gewesen sein mußten, bevor der Dämon seine Herrschaft über Manoa antrat. In ihrer Gesamtheit ergeben sie einen Kalender, der über viele Jahrhunderte reicht - bis tief in die Vergangenheit und weit bis in die Zukunft. Den Anfang und das Ende des Kalenders habe ich nicht gefunden, aber dafür den mittleren Abschnitt, der vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis in unsere Zeit reicht. Dieses Relief hier stellt das Jahr 1533 dar. Es ist deutlich zu sehen, wie ein Inka-Herrscher mit der Garotte erwürgt wird, wie Artgenossen seine Leiche zerstückeln und seine Teile - heilige Reliquien -fortbringen. Das ist niemand anderer als Atahualpa. Und ihren Erzählungen nach, Hunter, wurde Atahualpa wirklich von seinen Getreuen zerstückelt und hierher gebracht.

Hier ist der Untergang eines Schiffes, zweifellos eine spanische Karavelle, symbolisiert, das eine heilige Fracht an Bord hat. Dieses Heiligtum treibt durch das Meer und einen Strom hinauf zu dessen Ursprung, wo es sich mit Atahualpa vereinigt. Der Dämon hat Atahualpas Körper übernommen.

Und von nun an treiben viele rituell geopfert Körper durch die Flüsse. Der Dämon läßt von seinen Opfern seinen eigenen Leidensweg nachvollziehen.

Bis hierher noch nichts Neues. Einige Symbole weisen darauf hin, daß die durch die Zeit pendelnde Stadt Manoa in verschiedenen Jahrhunderten Zwischenstation gemacht hat, in die Zukunft und wieder in die Vergangenheit wanderte. Das alles ist nur von geringer Bedeutung. Hier wird es wieder interessant. Der Kalender zeigt unsere Gegenwart an. Der Dämon taucht in den Bildern nicht mehr auf. Ob er wohl seinen eigenen Tod ahnte? Die Prophezeiungen mögen ihn darauf hingewiesen haben, deshalb hat er dafür gesorgt, daß sein Fluch nach ihm weiterlebt. Hier - das Ewigkeitszeichen.

Und nun tritt unsere Expedition auf den Plan. Dieser Frauenkörper beherrscht nun das Geschehen. Kein Zweifel, daß die schlafende Machu Picchu damit gemeint ist. In diesem Zusammenhang habe ich eine weitere interessante Entdeckung gemacht. Aber davon später.

Zuerst zu unseren Schicksalen.

Da ist ein Mann mit einem Quipu. Er hält es so, als wüßte er es zu handhaben, aber eine Riesenfaust zerschmettert ihn. Die Prophezeiung hat sich an Jean Daponde erfüllt, wie wir alle gesehen haben. Hier sehen Sie die beiden Eingeschlossenen, Coe und Rogard. Erst später ist mir aufgefallen, daß ihre Umrisse doppelt eingezeichnet sind. Das soll zweifellos ihren Wahnsinn symbolisieren. Hier haben Sie das Tor, durch das wir in dieses Gewölbe gekommen sind -und hier läßt an der Schwelle ein Fremder sein Blut. Wood.

Außer Coe und Rogard - Geistesgestörte zählen in diesem Schicksalskalender nicht - sind wir nun noch sieben Personen. Und jetzt sehen Sie her, Hunter! Hier sind sieben Personen, die auf verschiedene Art und Weise ihr Leben lassen. Alle fallen unbekannten Gefahren zum Opfer - nur einer wird von

herabregnenden Steinbrocken erschlagen. Ich kann natürlich nicht herausfinden, welche der Figuren wen von uns darstellt, aber daß wir gemeint sind, steht für mich fest.“

„Verstehst du jetzt, Hunter?“ rief Freytag erregt, der nur darauf gewartet hatte, daß Astor eine Pause machte. „Bisher sind alle Prophezeiungen dieses Schicksalskalenders eingetroffen. Sollen wir denn warten, bis es auch uns an den Kragen geht?“

Dorian sah ihn ernst an und sagte: „Wer weiß, ob wir unserer Bestimmung entgehen können.“

Freytag schluckte. „Na, du machst mir Spaß, Hunter! Kannst du dich denn mit deinem Tod abfinden?“

„Ich habe das Quipu“, erwiderte Dorian.

„Ja, ja. Quipu ganz großer Zauber“, spottete Freytag. „Aber ich pfeife drauf! Ich will das Gold - und dann nichts wie fort.“

„Sagt der Schicksalskalender nicht etwas über einen aus, der vor Goldgier wahnsinnig geworden ist?“ erkundigte sich Dorian.

Astor brachte ein schwaches Lächeln zustande.

„Ich bewundere Ihre Haltung, Hunter. Oder haben Sie den Kalender ebenfalls gedeutet? Es gibt einige Symbole die anderen Deutungen über unser Schicksal zulassen. Das heißt, daß der Tod für uns nicht unabwendbar ist. Wir könnten unter bestimmten Voraussetzungen unserem Schicksal entgehen.“

„Das wußte ich schon, bevor Sie diesen Kalender deuteten, Astor“, erwiderte Dorian. „Mir war die Wichtigkeit des Quipus fast so klar wie Daponde. Aber ich wußte auch, daß etwas fehlte, das das Quipu ergänzte. Und das Fehlende sind diese Reliefe. Sie wollten mir noch etwas im Zusammenhang mit Machu Picchu zeigen, Astor“, erinnerte ihn Dorian.

„Natürlich. Da - sehen Sie! Diese Gestalt ist die Inka-Prinzessin. Sie ist in allen Teilen des Kalenders - vom 16. bis

zum 20. Jahrhundert - zu finden. Aber hier - im Monat April dieses Jahres - ist sie auf einmal mit zwei Körpern dargestellt.“

„Glauben Sie, das soll symbolisieren, daß auch sie wahnsinnig geworden ist?“ erkundigte sich Jeff Parker.

„Nein“, erwiderte Astor. „Sie ist eine andere Doppelpersönlichkeit. Was für eine, habe ich noch nicht herausgefunden.“

„Ich glaube, daß ich es weiß“, sagte Dorian. „Ja, ich glaube, daß wir den Saal *der Träume* wirklich gefunden haben. Wir stehen darin. Machu Picchu selbst sagte, daß der Weg zu ihr nur über den Saal *der Träume* führt.“

„Wovon reden Sie, Hunter?“ fragte Astor.

„Überlegen Sie mal!“ sagte Dorian. „Die Doppelgestalt von Machu Picchu könnte doch auch bedeuten, daß sich ihre Persönlichkeit im Traume gespalten hat. Oder nicht, Astor? Ich meine das so: während die eine Machu Picchu schläft, realisiert ihr anderes Ich die Träume.“

„Das ist es!“ rief Astor aus. „Machu Picchu muß schizophran sein, wenn auch nicht im herkömmlichen Sinn. Sie will schlafen, will andererseits aber auch aufwachen. Fragt sich nur, welche ihrer Persönlichkeiten das Gute und welche das Böse verkörpert.“

„Will mir denn nicht endlich einer verraten, wovon ihr da faselt?“ rief Freytag ärgerlich.

„Es ist doch ganz einfach“, erklärte Jeff Parker. „Ich verstehe es zumindest so, daß Machu Picchu träumt -und daß ihre Träume Wirklichkeit werden. Hat sie Alpträume, dann entstehen die Ungeheuer, die schon Daponde, Wood und Geregaad getötet haben. Richtig?“

„Exakt“, bestätigte Astor.

„Mir wird nur eines nicht klar“, fuhr Parker fort. „Haben wir eine Möglichkeit, ihre Träume zu beeinflussen? Das müßten

wir nämlich, wenn wir nicht wollen, daß sie wieder die Ungeheuer auf uns losläßt.“

„Es gibt diese Möglichkeit bestimmt. Das weiß ich jetzt ganz genau“, sagte Dorian. „Das Quipu gibt sie uns. Aber wie wir die Knotenschnur handhaben müssen, weiß ich selbst noch nicht. Daponde muß die Wahrheit herausgefunden haben, aber er hat sein Wissen mit in den Tod genommen. Als er Machu Picchu wecken wollte, da sind die Ungeheuer aus ihren Alpträumen über ihn hergefallen. Er muß also von zwei Möglichkeiten die falsche gewählt haben. Und doch fleht Machu Picchu, daß wir sie wecken sollen. Ich meine, das verlangt sie, wenn sie scheinbar wach ist. Was steckt hinter diesem Widerspruch?“

Dorian spielte gedankenversunken mit den Knoten des Quipus. Wider war die Versuchung groß, die Knoten einfach zu öffnen, alles was das Quipu enthielt, einfach zu löschen. Und er tat es.

„Nein Hunter!“ schrie Astor, „Entknoten Sie das Quipu nicht! Das ist genau das, was Daponde getan hatte. Und es wurde ihm zum Verhängnis.“

„Da!“

Elmar Freytag deutete plötzlich auf die eine Wand. Als die anderen der Richtung seiner Hand mit den Blicken folgten, war ihnen, als verformten sich die Reliefe.

„Das hast du angerichtet, Hunter!“ schrie Freytag.

Er holte seinen Revolver hervor, zielte und feuerte. Die Detonation des Schusses zerriß ihnen fast das Trommelfell. Das Projektil prallte von der massiven Goldwand ab und surrte als Querschläger durch das Gewölbe.

„Nicht die Nerven verlieren, Freytag!“ rief Dorian.

„Aber - was kommt aus den Wänden auf uns zu?“

Die Bewegung der Reliefe breitete sich aus - immer weiter,

bis alle Wände davon erfaßt wurden. Und dann schoß aus der Decke ein krallenbewehrter Arm auf Parker zu.

Dorian hatte seine Machete gezogen und hieb die Klaue mit einem Schlag ab. Ein animalischer Schrei gellte durch das Gewölbe. Aus dem häßlichen Stumpf quollen Tropfen eines grünlichen Saftes. Blut. Grünes Blut!

Aus der einen Wand griff ein Tentakel nach ihnen. Freytag feuerte das Magazin darauf leer. Der Tentakel zuckte, rollte sich ein, verdorrte wie eine Pflanze in der Sonnenglut.

Der Boden unter ihren Füßen begann Wellen zu schlagen. Dorian stützte Astor, der beinahe hingefallen wäre. Jeff Parker schrie auf, als aus dem Boden ein sehniger Arm griff und ihn am Bein packte. Parker versuchte verzweifelt, sich zu befreien. Aber erst als ihm Freytag mit der Machete zu Hilfe kam und dem nachfolgenden Monster den Schädel spaltete, ließ die Hand Parkers Bein los.

Innerhalb weniger Sekunden war in dem Gewölbe die Hölle los. Dorian sah eine Riesenschlange mit einem Krokodilsschädel aus der Wand gleiten. Er schoß auf das Ungeheuer, aber die Kugel prallte von dem Schädelpanzer ab.

Parker und Freytag hatten bereits das Tor erreicht. Sie halfen Astor heraus, der gestürzt war, weil ein aus dem Boden auftauchendes Ungeheuer ihm die Beine unter dem Körper weggerissen hatte. Das Ungeheuer war menschenähnlich, doch von riesenhafter Größe - und es hatte einen gewaltigen messerscharfen Schnabel, mit dem es nach Dorian hackte. Der Dämonenkiller konnte sich mit einem Sprung in Sicherheit bringen - zumindest vor dem Mörderschnabel, der sich sofort um seinen linken Arm schlang.

Dorian hörte das seufzende Geräusch, als sich die Saugnäpfe festsogen. Er reagierte sofort und schlug den Tentakel mit einem einzigen Hieb seiner Machete ab. Dann war er frei und stolperte durch das Tor aus dem *Saal der Träume*.

Die anderen hatten auf ihn gewartet. Als er sie erreichte, nahmen sie die Ungeheuer, die nun durch das Tor drängten, unter Beschuß.

Es entstand eine Stockung, da die Scheusale alle gleichzeitig herausstürmen wollten. Das menschenähnliche Ding mit dem Riesenschnabel mußte sich kniend vorwärtsbewegen, um mit dem Schädel nicht gegen die Decke zu stoßen - zu solcher Größe hatte es sich ausgewachsen.

Hinter ihm flatterten raschelnd die Flügel von Riesenfledermäusen. Zwischen seinen Beinen hindurch schlängelte sich eine Schlange mit einem Krokodilskopf. Sie wurde von einer Salve getroffen und durch die Wucht der Projektile förmlich zerfetzt. Es zischte schaurig, als Blut und Fleischfetzen in die Flammen der Fackeln fielen.

Dorian und seine Gefährten zogen sich rückwärtsgehend aus dem Vorraum zurück. Ein Tentakel schlängelte sich durch das Tor, schnalzte wie eine Peitsche durch die Luft, strich um Haaresbreite an Freytags Gesicht vorbei.

Einer Fledermaus war es gelungen, sich zwischen den übereinandergetürmten Körpern einen Weg zu bahnen. Mit schrillum Gekreische flatterte sie heran. Dorian schoß sie ab.

Ein kleines rattenähnliches Tier mit überdimensional großen Fangzähnen kam herangeschossen. Es war so flink, daß Parker es nicht treffen konnte, obwohl er mehrere Schüsse darauf abfeuerte.

Es erreichte sie ungeschoren und verbiß sich in Freytags Bein.

Der Abenteurer brüllte vor Schmerz auf und versuchte, das Biest abzuschütteln, aber es verbiß sich nur noch fester.

Dorian packte das Tier am Rückenpelz und zerteilte es mit einem einzigen Schlag der Machete; er trennte den Schädel einfach vom Rumpf. Doch auch noch im Tode - obwohl nicht viel mehr als das Gebiß des kleinen Untiers übriggeblieben war

- war es nur schwer von Freytags Bein wegzureißen.

Sie zogen sich immer weiter zurück und zwängten sich durch den schmalen Gang, der ins Labyrinth führte.

„Macht, daß ihr fortkommt!“ befahl Dorian den anderen. „Ich bleibe hier und halte die Dämonenbrut auf.“

„Du bist wahnsinnig, Dorian!“ rief Parker verzweifelt. „Die fressen dich mit Haut und Haaren auf!“

„Hau ab!“ war alles, was der Dämonenkiller darauf zu sagen hatte.

Er feuerte das Magazin seiner Pistole auf die sich heranwühlende Masse von Ungeheuern leer. Ein quallenähnliches Wesen platzte förmlich, als es von einer Kugel getroffen wurde. Zwei auf allen vieren kriechende Gnome mit von roten Beulen überwucherten Körpern wurden ebenfalls getötet.

Dorian mußte nachladen. Aber das war gar nicht so einfach. Zweimal wurde er unterbrochen, als Fledermäuse ihn attackierten. Er brauchte nicht viel mehr zu tun, als ihnen die Machete hinzuhalten.

Zum Glück waren Machu Picchu Alpträumeungeheuer alles stupide Instinktwesen ohne Intelligenz; das machte sie nur halb so gefährlich, als wenn sie Verstand besessen hätten. Dennoch waren sie in dieser Masse nicht zu unterschätzen.

Aus dem Gewölbe kam ein gutturaler Schrei. Dorian blickte auf. Er sah, wie das menschenähnliche Schnabelmonster die Kleintiere mit den Pranken beiseite schleuderte. Offenbar besaß dieses Scheusal doch etwas Intelligenz - oder zumindest ein Charisma, das auf die anderen Ungeheuer wirkte, so daß sie es als Anführer ansahen. Jedenfalls gaben die anderen Ungeheuer den Weg frei. Die Tentakel zogen sich zurück, die Fledermäuse segelten zur Decke empor, klammerten sich dort fest und blieben mit den Köpfen nach unten hängen.

Das Schnabelmonster setzte sich in Bewegung. Es erreichte den schmalen Durchlaß gerade, als Dorian seine Pistole nachgeladen hatte. Aber der Dämonenkiller zögerte, von der Schußwaffe jetzt schon Gebrauch zu machen. Er wollte noch etwas warten.

Und das Warten lohnte sich. Das Schnabelmonster war ein Stück in den schmalen Gang vorgedrungen, aber es war viel breiter als der Zwischenraum zwischen den Wänden und auch um einiges größer als die Decke hoch war. Deshalb saß es plötzlich hoffnungslos zwischen den Wänden fest.

Dorian sah dem Monster an, welche Anstrengungen es unternahm, um durch diese hohle Gasse zu kommen. Es gelang ihm schließlich, sich unter furchtbarem Gebrüll Zentimeter um Zentimeter vorzuarbeiten.

Dorian wartete kaltblütig, bis es ihn fast erreicht hatte. Dann zielte er und schoß. Einmal, zweimal - bis das Magazin leer war und das Monster tot.

Es versperrte mit seiner Körpermasse den einzigen Ausgang aus dem Saal *der Träume*. Wenn die anderen Ungeheuer ins Freie gelangen wollten, mußten sie sich den Weg erst durch seinen Kadaver durchfressen.

Dorian kehrte in dem Bewußtsein, daß sie wenigstens einen Aufschub gewonnen hatten, dem toten Monster den Rücken und folgte den Kameraden. Hoffentlich kam ihm in der ihnen verbleibenden Zeit der rettende Gedanke.

Pesce hätte am liebsten heulen mögen. Wütend schleuderte er den Kopfverband fort.

Er hatte Machu Picchu geschlagen, gefoltert - sie gedemütigt, wie man eine Frau nur demütigen konnte. Aber sie hatte keine Reaktion gezeigt. Sie lag da wie ein Brett - steif und kalt. Es war zum Verzweifeln. Wo er ihr mit den

improvisierten Marterinstrumenten Wunden zugefügt hatte, war nicht einmal Blut zu sehen; als sei ihr Körper eine Attrappe aus Glas. Ja, wie Glas fühlte sie sich auch an. Wie kaltes Glas, das alle Wärme der Umgebung absorbierte.

Er zog die Holzspäne unter ihren Fingernägeln wieder heraus. Vielleicht würde ihr Körper wenigstens zucken, wenn er elektrischen Strom durch sie jagte - aber der stand ihm nicht zur Verfügung.

„Verdammte Inka-Hure, bist du denn nicht aufzuwecken?“ schrie er ihr ins Ohr. „Muß ich wirklich zum Äußersten greifen?“

Er hob sie hoch und ließ ihren graziösen Körper auf das aufgestellte Knie fallen. Sie rollte wie eine Puppe ins Unterholz.

„Na schön“, sagte er voll Ingrimm. „Du willst es nicht anders.“

Er warf sich den steifen, kalten Körper über die Schulter und nahm die Taschenlampe zwischen die Zähne, um die andere Hand für die Machete frei zu haben.

Er kannte den Weg zum Fluß. Er war im Dschungel schon fast zu Hause. Die Schrecken der Nacht fürchtete er nicht. Seine einzige Sorge war, daß er sich nicht beherrschen konnte und in seiner Wut zu weit ging. Nur sein Jähzorn machte ihm zu schaffen.

Es wäre auch klüger gewesen, einen großen Bogen um Manoa zu machen, aber irgendwie zog ihn die Stadt magisch an; und so wagte er sich bis zum Dschungelrand vor. Er redete sich ein, daß er so den Weg zum Fluß besser fand, mußte sich aber auch eingestehen, daß er einfach nur neugierig war.

Hunter hatte so selbstsicher gewirkt. Hatte er wirklich einen Hinweis auf das Versteck des Inka-Schatzes gefunden? Oder gar den Schatz selbst?

Nein, das wollte Pesce einfach nicht glauben. Der Weg zum Schatz führte über dieses Mädchen. Sie war eine Prinzessin und rangierte bei den Inkas sofort hinter dem Herrscher. Was konnte Hunter schon mit dem Quipu erreichen? Vielleicht stand er aber mittels der Knotenschnur - auf irgendeine rätselhafte, unerklärliche Weise - mit Machu Picchu in Verbindung? Vielleicht sagte er ihr, sie sollte aushalten, die Schmerzen und Demütigungen hinnehmen, bis er sie befreite? Pesce kicherte.

Du mußt dich beeilen, Hunter, denn bald geht Machu Picchu auf die Reise.

Pesce hoffte aber doch insgeheim, daß er nicht bis zum Äußersten würde gehen müssen. Er wollte den Schatz und wenn er ihn nicht bekam, sollte ihn niemand haben.

Pesce stutzte plötzlich, als er zwischen den Bauwerken der Stadt eine schlanke Gestalt erblickte.

„Professor Coe! Professor Rogard!“ rief eine Mädchenstimme.

Und das einige Male; zuerst verhalten, dann immer lauter, ungeduldiger, besorgt.

Es war Sacheen. Pesce spürte plötzlich wieder den Striemen an der linken Wange, wo ihn Sacheens Peitsche getroffen hatte. Jetzt wäre eine günstige Gelegenheit, sich zu rächen. Aber nein, das andere war wichtiger. Wenn er erst das Geld hatte, dann konnte er Sacheen damit ködern. Dann war er reicher als Parker. Pesce war überzeugt, daß sie es ohnehin nur auf Parkers Geld abgesehen hatte und es insgeheim mit Hunter hielt. Wie sie ihn schon ansah! Würde ihm mit den Blicken glatt den Hosenlatz öffnen, wenn sie könnte. Klar war Sacheen käuflich. Wie alle Frauen. Und er würde sie sich kaufen. Wenn er sie erst fest in Händen hatte, dann würde er sie büßen lassen. Der Gedanke an das sadistische Vergnügen, das er sich mit ihr bereiten konnte, erregte ihn ungemein.

Aber zuerst kam die harte Arbeit mit Machu Picchu; und so ganz ohne Reiz war auch das nicht.

Die Lichter von Manoa versanken hinter ihm. Er schaltete wieder die Taschenlampe ein. Ihr Schein war nur ein dünner Strahl in der vollkommenen Schwärze des Dschungels. Aber er fand den Weg zum Fluß. Und er fand den Steg, von wo aus der dämonische Atahualpa seine blutleeren Opfer in den Fluß geworfen hatte.

Plötzlich zuckte Pesce zusammen.

Aus dem Dschungel kamen Geräusche; nicht die der harmlosen Nachtschwärmer, die er aufgeschreckt hatte. Jemand schlich sich an. Jemand der selbst nicht entdeckt werden wollte, näherte sich.

Stimmen! Sie kamen näher.

Pesce war froh, daß die Geräusche von Menschen und nicht von einem nächtlichen Räuber stammten, aber wieder nicht so froh, als daß er erleichtert war. Verfolgte ihn Hunter?

Nein. Die Stimmen stammten von zwei Personen, die sich zwanglos miteinander unterhielten.

„Hier muß es irgendwo sein, Abraham.“

„Hat Machu Picchu das wirklich gesagt, Jimmy?“

Rogard und Coe, die in der Stadt von Sacheen verzweifelt gesucht wurden. Pesce erkannte nun ihre Stimmen genau. Sie kamen geradewegs auf ihn zu.

Pesce entsicherte die Pistole, wurde sich aber erst zu spät bewußt, daß die Taschenlampe immer noch eingeschaltet war.

„Da, ein Licht!“

„Ist dort wer?“ ertönte Rogards Stimme.

Er fragte ganz unbekümmert.

„Vielleicht erwartet uns Machu Picchu bereits.“

„Ich bin es, euer Freund Pesce! Kommt nur schön mit

erhobenen Armen näher!“

Er fing die beiden mit dem Schein seiner Taschenlampe ein.

Als sie bis auf fünf Schritte herangekommen waren, ohne seiner Aufforderung, die Hände zu heben, nachgekommen zu sein, entdeckte er etwas in ihren Blicken, das ihn stutzig machte; er kam aber nicht sofort darauf, was es war.

„Na, ihr beiden Nachtschwärmer“, sagte Pesce höhnisch, „was führt denn euch hierher?“

„Machu Picchu hat uns gerufen“, antwortete Coe arglos. „Sie hat...“

„Aber da ist ja Machu Picchu!“ wurde er von seinem Kollegen Rogard unterbrochen. Mit strenger Stimme fuhr er fort: „Haben Sie ihr etwas angetan, Pesce? Waren Sie es, der sie quälte?“

„Aber, aber!“ machte Pesce entrüstet.

Er wußte plötzlich, was ihm an den beiden sofort aufgefallen war. Ihr irrer Blick. Sie waren geistesgestört. Der relativ kurze Aufenthalt in dem engen Verlies mußte sie um den Verstand gebracht haben.

Pesce machte sich keine Vorwürfe. Er verleugnete nicht, daß er für ihren Zustand verantwortlich war, zumindest in weiterem Sinne, sondern beglückwünschte sich sogar noch dazu. Jetzt bestand keine Notwendigkeit mehr, sie abzuknallen. Sie konnten ihm nicht schaden.

„Die Prinzessin hat uns erzählt, daß sie gequält wird“, sagte Rogard. „Sie will geweckt werden, aber nicht auf die falsche Art. Sind Sie sicher, Pesce, daß Sie sie auch richtig behandeln?“

„Absolut“, meinte Pesce grinsend. „Machu Picchu hat sich mir anvertraut. Ich weiß, welche Behandlung sie benötigt. Ihr könnt beruhigt in die Stadt zurückkehren. Nur Hunter darf nichts erfahren.“

„Warum nicht?“

„Er würde Machu Picchu töten.“

„Oh!“ Die beiden Irren sahen einander bestürzt an.

„So, jetzt verschwindet wieder! Und kein Wort zu Hunter!“

Die beiden nickten eingeschüchtert und zogen sich zurück.

Pesce blickte zu den Netzen, die von den Bäumen hingen und noch aus der Zeit von Atahualpas Regentschaft stammten; und er fragte sich, ob die beiden Idioten die richtigen Schlüsse daraus ziehen würden.

Nun, wie dem auch war, selbst wenn sie ihn verrieten, würde ihn nichts von seinem Vorhaben abbringen können. Und wenn die beiden zurückkamen, um ihn zu bespitzeln, würde er sie einfach in den Fluß schmeißen. Die Krokodile und Kaimane hatten sicherlich nichts gegen eine Bereicherung ihres Speisezettels.

Pesce nahm sich die in scheintoter Starre daliegende Inka-Prinzessin vor.

Dorian erreichte ihr Quartier. Er sah, wie Astor, Freytag und Farmer die Vorbereitungen für den Aufbruch trafen, so daß er es sich ersparen konnte, ihnen zu befehlen, ihre Zelte hier abubrechen und sich in den Sonnentempel zurückzuziehen. Sie wußten selbst, worauf es ankam, packten Lebensmittelkonserven zusammen, um auch für eine längere Belagerung gerüstet zu sein, und rafften so viele Waffen an sich, wie sie tragen konnten.

„Wo sind Jeff, Sacheen und die beiden Wissenschaftler?“ erkundigte sich Dorian. „Sind sie bereits im Tempel?“

„Keine Spur“, erwiderte Farmer. Er grinste freundschaftlich. „Ehrlich, Hunter, ich hatte keinen Cent mehr für dein Leben gegeben. Wie hast du es geschafft, dir die Ungeheuer vom Leibe zu halten?“

„Ich habe ihnen gut zugeredet und die Bedingung herausgehandelt, daß sie uns einen kleinen Vorsprung geben“, erwiderte Dorian trocken. „Aber im Ernst, was ist mit den anderen?“

„Coe und Rogard sind Sacheen entwischt“, antwortete Astor. „Jetzt sucht sie sie zusammen mit Parker.“

„Das auch noch!“ stöhnte Dorian. „Ich werde sie zurückholen. Verbarrikadiert ihr euch schon im Tempel!“

„Halt dich nicht zu lange mit der Suche nach den beiden Verrückten auf!“ rief Freytag ihm nach. „Wir brauchen jeden Mann, wenn die Ungeheuer erst angreifen.“

Dorian hatte ein Schnellfeuergewehr und einen Gurt mit einem Dutzend voller Magazine an sich genommen, bevor er ins Freie rannte.

„Jeff! Sacheen!“ rief er während des Laufens, so laut er konnte.

„Hierher!“

War das Parkers Stimme? Sie kam vom Dschungel. Und dann tauchte dort ein Lichtschein auf, tanzte auf und ab, kam näher.

„Wir haben die beiden Ausreißer gefunden“, ertönte Sacheens Stimme.

Dorian atmete auf. „Dann nichts wie in die Pyramide mit ihnen!“

Dorian rannte den vier entgegen. Er war zufrieden, daß sich auch Jeff und Sacheen bis an die Zähne bewaffnet hatten.

Als er hinter sich Laufschriffe vernahm, drehte er sich um und sah, daß Astor, Freytag und Farmer mit Munitions- und Lebensmittelkisten beladen in Richtung Sonnentempel rannten.

„Wir verbarrikadieren uns im Sonnentempel“, erklärte Dorian hastig, als ihn die anderen erreicht hatten. „Ich spekuliere damit, daß wir in Machu Picchu Nähe vor den

Ungeheuern sicherer sind als anderswo. Das heißt - wenn sie wirklich ihren Alpträumen entsprungen sind.“

„Aber Machu Picchu kann gar nicht im Tempel sein“, sagte Rogard.

„Pst!“ machte Coe bedeutungsvoll. „Wir haben versprochen, nichts zu verraten.“

„Natürlich nicht“, stimmte Rogard zu. „Ich wollte ihm auch nicht unser Geheimnis verraten, sondern nur über unsere Begegnung mit der Inka-Prinzessin berichten.“

„Ach so.“ Coe schien zufrieden. Er blickte zu Dorian. „Wir haben Machu Picchu getroffen. Sie bat uns wieder dringend, sie zu wecken, und bestellte uns zu dem Steg, von dem früher Atahualpa seine Opfer in den Fluß geworfen hat. Und dort...“

Rogard stieß ihn an, und Coe kniff die Lippen zusammen und verstummte.

Dorian hatte für einen Moment wirklich befürchtet, Machu Picchu könnte nicht mehr im Tempel sein. Immerhin hatte Pesce angedeutet, daß er sie entführen würde. Aber aus den Worten der beiden Geistesgestörten glaubte er herauszuhören, daß sie sich ihre Begegnung nur einbildeten.

„Wir ziehen uns trotzdem in den Tempel zurück“, meinte Dorian. „Los, beeilen Sie sich! Die Ungeheuer können jeden Augenblick auftauchen.“

„Sie hätten Machu Picchu nicht quälen dürfen“, hielt Coe ihm vor. „Dann wäre ...“

Plötzlich erbebe die Straße vor ihnen. Mit einem Knall - wie bei einer Explosion - wölbten sich die Steinplatten nach oben - und wurden mit ungeheurer Wucht in die Höhe geschleudert. Durch die so entstandene Öffnung ragte plötzlich der Schädel eines solchen Schnabelmonsters, wie Dorian es in dem engen Gang des unterirdischen Labyrinths getötet hatte.

Ohne lange zu überlegen, feuerte er eine Salve auf den

häßlichen Schädel ab und stellte an den Einschüssen zufrieden fest, daß jeder Schuß saß. Doch Dorians Hoffnung, daß das Monster in der Öffnung steckenblieb und den anderen so den Weg verstellte, erfüllte sich nicht. Das tödlich getroffene Scheusal verschwand nach unten, und im nächsten Augenblick stießen Fledermäuse und andere fliegende Untiere ins Freie.

Sacheen und Parker deckten sie mit Sperrfeuer ein, und die Mehrzahl von ihnen war bereits nach den ersten Flügelschlägen tot.

Dorian hatte die beiden geistesgestörten Wissenschaftler kurz aus den Augen gelassen. Jetzt sah er Rogard einige Schritte hinter sich stehen. Er hatte die Hände wie zum Gebet gefaltet, und Tränen rannen ihm übers Gesicht. Vor ihm lag eine übermannsgroße Steinplatte, unter der eine verkrampfte, starre Hand hervorragte. Abraham Coe.

Dorian lief zurück und mußte den Biologen gewaltsam von seinem toten Kollegen fortzerren.

„Warum nur? Warum?“ stammelte Rogard immer wieder mit gebrochener Stimme.

Dorian hatte sich das Schnellfeuergewehr umgehängt und die Machete ergriffen. Sie war für den Nahkampf besser geeignet; und darin würde er bald verwickelt sein, denn weiter vorn war die Straße ein zweites Mal aufgebrochen, und heraus quoll ein Strom vielfältiger grauenhafter Ungeheuer, die ihm bald den Weg zum Sonnentempel abschneiden würden, wenn er sich nicht beeilte. Zudem drohte aus der Luft nun auch Gefahr durch die Riesenfledermäuse und die Flugechsen. Etwas schoß über Dorians Kopf dahin. Er duckte sich instinktiv und spürte trotzdem, wie etwas Messerscharfes über seine Kopfhaut strich. Er schlug mit der Machete zu, verfehlte die Bestie aber um Armlänge.

Ohne Rogard, der wie ein Betrunkener neben ihm herlief, hätte Dorian schon längst das Tor zu den Tempelanlagen

erreicht, wo sich Sacheen und Parker verschanzt hatten und ihnen Feuerschutz gaben. Aber Dorian dachte keinen Moment daran, den Wissenschaftler im Stich zu lassen.

Dorian ließ die Machete über seinem Kopf kreisen, erwischte eine riesige Vampirfledermaus im Flug und drosch dann im Vorbeilaufen auf ein quallenähnliches Ding ein, das ihn von der Flanke her anfiel.

Jetzt ertönte auch aus der Richtung des Sonnentempels das Rattern von Schnellfeuergewehren. Bei Sacheen und Parker tauchte eine dritte Person auf. Es war Elmar Freytag. Er kam - ungeachtet der von überall vordringenden Ungeheuer - auf die Straße gelaufen. Als er Dorian und den Wissenschaftler erreichte, tat er etwas, was Dorian nicht sofort begriff. Der Deutsche verpaßte dem Biologen einen klassischen Kinnhaken, fing seinen schlaff gewordenen Körper mit der Schulter auf und rannte so mit ihm in Richtung Tempel.

Dorian gab ihm Rückendeckung und fegte mit der Machete den Luftraum um ihn leer. Sacheen und Parker gaben ihnen zusätzlich Feuerschutz. Auf diese Weise erreichten sie relativ mühelos den Tempel, wo die anderen sie bereits erwarteten.

Dorian stellte mit einem Blick fest, daß keine Inkas im Tempelinnern waren. Machu Picchu lag bewegungslos auf dem Opferstein.

„Die Ungeheuer ziehen sich zurück!“ rief Elliot Farmer erleichtert aus.

Und dann hing Sacheen an Dorians und Parkers Hals und küßte sie abwechselnd ab. Ihre Erleichterung war nach den vorangegangenen Schrecken verständlich.

Dorian glaubte nicht, daß die Gefahr endgültig gebannt war, nur weil sie im Tempel Asyl gesucht hatten. Aber wenigstens wurde ihnen eine Atempause gegönnt, so daß sie sich sammeln konnten. Und das war schon etwas wert.

„Danke, Freytag, daß du mir zu Hilfe gekommen bist“, sagte Dorian zu dem Deutschen.

Er sah ihn nun mit anderen Augen - doch er wurde ihm nur noch rätselhafter. War er ein selbstloser, aufopferungsbereiter Held? Oder nur ein Vollblutabenteurer, ein Draufgänger mit großer Risikobereitschaft? Dorian sah auch nicht klarer, als Freytag ihm antwortete.

„Nicht der Rede wert, Hunter“, sagte er. „Ich habe dir nur geholfen, weil ich weiß, daß du der einzige bist, der uns zu dem Inka-Schatz verhelfen kann.“

Aber dabei grinste er, so daß seine Begründung nicht ganz ernst zu nehmen war.

Sie begannen alle verfügbaren Waffen zu laden und die leeren Reservemagazine aufzufüllen, damit sie für den nächsten Angriff der Ungeheuer gewappnet waren.

James Rogard hatte sich zu Machu Picchu begeben und starrte stumm auf sie herunter. Manchmal bewegte er die Lippen, doch Dorian, der ihn zwischendurch immer wieder beobachtete, konnte nicht hören, ob er irgend etwas sagte.

Nachdem das Nachladen der Waffen erledigt war und sie die leeren Munitionskisten zusammen mit Felsquadern zu Barrikaden aufgetürmt hatten, wollte sich Dorian dem geistesgestörten Biologen widmen. Dorian wollte ihn darauf hinweisen, daß er Machu Picchu im Dschungel gar nicht getroffen haben konnte, da die Inka-Prinzessin ja hier schlief; und er hatte vor, den Biologen über das Geheimnis auszufragen, das er mit seinem Kollegen und Leidensgenossen Abraham Coe geteilt hatte.

Doch da kam es zu einem Zwischenfall, und Dorian mußte sich um wichtigere Dinge kümmern.

„Seht einmal!“ meldete Jeff Parker, der mit schußbereiter

Waffe den Tempelhof beobachtete. „Da kommt der Oberpriester mit seinen Dienern. Sie haben sich alle bewaffnet und machen nicht gerade einen vertrauenerweckenden Eindruck.“

Dorian ließ von Rogard ab und wandte sich dem Ausgang zu. Während sich auf der einen Seite hinter dem Tor zu den Tempelanlagen die alptraumhaften Ungeheuer sammelten, kamen von rechts die Inkas in einer schweigenden Prozession näher; an ihrer Spitze Huica, der Oberpriester. Es handelte sich um etwa dreißig Männer. Sonnenjungfrauen waren keine darunter. Die Inkas hatten sich alle bewaffnet, trugen ihre Lanzen und Kampfbeile aus Obsidian.

„Das bedeutet nichts Gutes“, meinte David Astor.

„Nicht genug, daß wir uns mit den Ungeheuern herumschlagen müssen, jetzt machen uns auch noch die Inkas Schwierigkeiten“, schimpfte Elmar Freytag.

„Rede nicht soviel!“ verlangte Elliot Farmer mit seltsamer Erregung in der Stimme. „Mach lieber einige Fotos! Ich beteilige dich am Erlös. Aufnahmen von Inkas im Kriegsschmuck sind nicht mit Gold aufzuwiegen.“

„Da braut sich doch was zusammen?“ meinte Parker unsicher.

Dorian nickte nur. Er glaubte zu wissen, was die Inkas wollten. In erster Linie ihren Tod. Bisher hatten sie sich nur zurückgehalten, weil sie gehofft hatten, daß die Ungeheuer aus Machu Picchu Alpträumen die fremden Eindringlinge vernichten würden. Jetzt schien es, daß sie die Geduld verloren hatten und zur Selbsthilfe greifen wollten.

„Ich werde mit Huica verhandeln“, beschloß Dorian.

„Das darfst du nicht tun!“ bat Sacheen. „Es ist zu gefährlich.“

Dorian schüttelte den Kopf. „Die Inkas besitzen ein

ausgeprägtes Ehrgefühl. Wenn sie freies Geleit zusichern, dann halten sie sich auch daran. Und keine Sorge, ich gehe nur, wenn sie das tun.“

Er gab den anderen durch ein Handzeichen zu verstehen, daß sie sich abwartend verhalten sollten, schob Sacheens Hand beiseite und stieg über den niedrigen Wall aus leeren Munitionskisten und Felsquadern.

Die Inkas waren zwanzig Meter vor dem Tempeleingang stehengeblieben.

„Willst du mit mir verhandeln, Huica?“ rief Dorian in Quechua dem Oberpriester zu.

Das Gesicht des Oberpriesters blieb ausdruckslos. Er überlegte lange, bevor er seinen Leuten ein Zeichen gab. Diese wandten sich daraufhin um und zogen sich bis zu den anderen Gebäuden zurück.

Huica wandte sich wieder Dorian zu.

„Ich erwarte dich!“ rief er ihm zu.

Dorian schnallte seinen Gürtel mit der Pistolentasche ab und entledigte sich auch der Patronengurte. Er wollte sich schon in Bewegung setzen, als ihm bewußt wurde, daß er das Quipu noch bei sich hatte. Er wollte es lieber zurücklassen. Also händigte er es David Astor aus. Dann erst stieg er über die Treppe hinunter und trat vor den Oberpriester hin.

„Warum haben sich deine Leute bewaffnet, Huica?“ fragte Dorian.

„Wir wollen Prinzessin Machu Picchu“, antwortete Huica.

„Warum? Sie ist im Tempel bestens aufgehoben.“

„Das glaube ich nicht. Ich verlange, daß ihr die Prinzessin freigebt. Nur dann kann ich sicher sein, daß ihr ihren heiligen Schlaf nicht stören werdet.“

Dorian lächelte wissend. „Ich habe dich durchschaut, Huica. Ich weiß jetzt, warum du willst, daß wir die Prinzessin nicht

wecken.“

Dorian betrachtete sein Gegenüber genau, doch er konnte in dem Gesicht des Inkas keine Regung entdecken. Es war maskenhaft ausdruckslos.

„Du willst unseren Tod, Huica“, fuhr Dorian fort. „Und du glaubst, daß er uns ereilen wird, solange die Prinzessin schläft. Denn nur solange die Prinzessin in ihren Alpträumen gefangen ist, besteht die Bedrohung durch die Ungeheuer. Du weißt, daß die Ungeheuer aus ihren Alpträumen kommen, deshalb wolltest du nicht, daß wir sie wecken. Aber genau das werden wir tun. Sie soll aus ihren Alpträumen gerissen werden, damit der Spuk ein Ende hat.“

„Ihr werdet es nicht wagen, den heiligen Schlaf der Prinzessin zu stören“, sagte der Oberpriester.

„Doch“, erwiderte Dorian fest. „Wir müssen es tun, wollen wir die Bedrohung durch die Ungeheuer beseitigen.“

Dorian war gar nicht so sicher, wie er sich gab. Doch als er jetzt Huicas Gesichtsausdruck sah, daß wußte er, daß er mit seinen Vermutungen ins Schwarze getroffen hatte. Das Gesicht des Oberpriesters verzerrte sich vor Wut. Jetzt ließ er seine Maske fallen.

„Gebt uns die Prinzessin!“ verlangte er.

„Nein!“

„Dann werdet ihr durch unsere Hand sterben!“

Mit diesen Worten drehte er sich um und schritt stolz erhobenen Hauptes davon.

Dorian kehrte in den Tempel zurück. Als er die fragenden Blicke der anderen auf sich gerichtet sah, meinte er nur: „Jetzt wird es gleich heiß hergehen.“

Alle verstanden.

Sie mußten nicht lange auf den Angriff der Inkas warten. Dorian hatte angeordnet, daß alle Fackeln im Tempel gelöscht wurden und man die Taschenlampen der Reihe nach so auf den Schutzwall legte oder zwischen die Felsquader klemmte, daß sie auf den Tempelhof leuchteten. Vorerst blieben sie jedoch noch ausgeschaltet. Erst als von den gegenüberliegenden Gebäuden ein wütendes Geheul erklang und das Trampeln vieler nackter Füße näher kam, befahl Dorian, die Taschenlampen einzuschalten.

Die Inkas hielten für einen Moment inne, als sie plötzlich von den gebündelten Lichtstrahlen geblendet wurden. Aber dann feuerte sie Huicas haßverzernte Stimme an, und sie setzten den Angriff fort.

Eine der Taschenlampen zersprang krachend, als sie von einem Beil getroffen wurde. Dorian zog den Kopf ein, als er einen Speer auf sich zukommen sah; er flog knapp über seinen Kopf.

„Feuer!“ befahl Dorian.

Und dann ratterten die Schnellfeuergewehre los. Dorian hoffte, daß sich alle an seine Anweisungen halten würden. Er wollte die Inkas nicht abschlagen, sondern sie mit der ersten Salve nur einschüchtern. Deshalb hatte er befohlen, knapp über ihre Köpfe zu zielen.

Vielleicht wurden sie von den Detonationen der Schüsse so eingeschüchtert, daß sie Fersengeld gaben.

Und tatsächlich kam der erste Angriff beim Rattern der Schnellfeuergewehre zum Erliegen. Die Inkas warfen sich teilweise vor Schreck auf den Boden oder stoben in wilder Panik auseinander. Die Mündungsfeuer und Detonationen hatten ihre Wirkung also tatsächlich nicht verfehlt.

Nur zwei Unerschrockene ließen sich nicht beirren. Vielleicht hatte Huica ihnen die Ohren zugestopft.

Den ersten erwischte eine Salve Farmers, als er die Stufen

zum Tempel erreichte. Der zweite gelangte wie durch ein Wunder fast unverletzt durch den Kugelhagel.

Er erreichte die Barrikade und schlug mit dem Beil nach einer Taschenlampe; er traf sie auch; doch als er für Sekundenbruchteile so nach vorn gebeugt dastand, tötete Freytag ihn mit einem Genickschuß.

„Na, die haben fürs erste die Hosen voll“, meinte Parker grinsend.

„Die kommen wieder“, behauptete Astor über die Leiche des Inkas gebeugt. Er holte aus einem seiner Ohren einen Stöpsel aus einem wie Wachs knetbarem Material und hielt ihn hoch. „Der Oberpriester ist ein schlauer Bursche“, meinte er dazu. „Jetzt wird er aus der Erfahrung gelernt haben und allen seinen Leuten die Ohren zustopfen, damit sie die Schüsse nicht hören können.“

Es dauerte nicht lange, da ertönte wieder das Kriegsgeheul der Inkas. Gerade in dem Moment, als sie aus ihren Verstecken kamen und den zweiten Angriff einleiten wollten, tauchten auch die Ungeheuer auf.

Wie auf Kommando wälzten sie sich auf einmal durch das Tor in den Tempelhof, dabei ein unheimliches Gebrüll anstimmend. Durch die Luft kam ein Schwärm von Vögeln, Fledermäusen und Flugechsen angeschossen.

Die angreifenden Inkas sahen und hörten sie nicht. Sie rannten stur in Richtung Sonnentempel weiter. Erst als die Bedrohung von der Flanke praktisch in Reichweite war und sich die fliegenden Ungeheuer auf sie stürzten, begriffen sie, daß sie es plötzlich mit einem ganz anderen Feind zu tun hatten.

„Welche Ironie!“ sagte David Astor. „Nun sterben die Inkas den Tod, den sie uns zugedacht hatten.“

„Na, bedauern sollten Sie das nicht gerade“, meinte Freytag. Er blickte mit zusammengekniffenen Augen zu den

kreuchenden und fleuchenden Scheusalen hinüber. „Wie ist es, sollen wir ein Wettschießen auf sie veranstalten?“

„Wir sollten besser Munition sparen“, meinte Parker. „Wer weiß, wie lange die Belagerung durch die Ungeheuer noch andauert.“

Dorian stimmte dem zu. „Warten wir erst einmal ab.“

Er nahm das Quipu an sich, das neben Astor lag, und ging zum Opferstein mit der schlafenden Inka-Prinzessin.

James Rogard stand an ihrer Seite.

„Behaupten Sie immer noch, daß Ihnen und Coe die Prinzessin im Dschungel erschienen ist, Professor?“ erkundigte sich Dorian.

Rogard schreckte hoch. „Ich ...“

Er blickte von Dorian auf die Prinzessin und schien Dorians Frage sofort wieder vergessen zu haben.

„Ich habe gerade mit ihr gesprochen“, sagte er statt dessen. „Sie will von uns geweckt werden.“

„Das vermute ich auch“, sagte Dorian. „Aber ich grüble darüber nach, was sie unter ‚wecken‘ versteht. Denn den gleichen Wunsch hat sie auch schon mir gegenüber geäußert - nur schien sie mir wach und munter zu sein, als sie das tat.“

„Sie hat dabei geschlafen und schläft noch immer“, behauptete Rogard.

Was mochte Wahres daran sein? Dorian dachte an das Relief im *Saal der Träume*, das die Prinzessin doppelt dargestellt hatte. Bedeutete das, daß nur ein Ich von ihr wachte, während das andere weiterschlieft? Daß immer nur ein Teil ihrer Doppelpersönlichkeit wach sein konnte?

„Machu Picchu“, sagte Dorian eindringlich, „kannst du mich hören?“

Er wäre schon froh gewesen, wenn wenigstens das eine Ich - egal ob das gute oder böse - jetzt wach gewesen wäre.

Aber die Prinzessin rührte sich nicht. Dorian hantierte wieder mit den Knoten des Quipus herum - und da zuckte es im Gesicht der Prinzessin.

Entschlossen öffnete Dorian einen Vierfach-Knoten.

Von draußen erscholl ein infernalisches Gebrüll, und Farmer rief: „Verdammt, was ist geschehen? Wieso beginnen die Ungeheuer plötzlich zu toben?“

„Irgend etwas muß passiert sein, das sie zur Raserei gebracht hat“, sagte Jeff Parker.

Dorian kannte den Grund. Zwischen dem Quipu und Machu Picchu gab es eine magische Brücke, Bande, die auch die Alptraumungeheuer einschlössen. Wenn er einen Knoten öffnete, dann bekamen das die Alptraumgeschöpfe zu spüren. Und Machu Picchu wälzte sich auf dem Opferstein unruhig hin und her.

Die Erfahrung, daß eine Manipulation mit dem Quipu auf Machu Picchu und ihre Träume Einfluß hatte, eine Reaktion bei ihr hervorrief, war nicht neu für Dorian; er wußte es schon, seit Jean Daponde den Tod gefunden hatte. Nur hatte Dorian die Vorgänge bisher falsch interpretiert. Dorian war durch das Verlangen der Inkas, die er damals noch für ihre Verbündeten hielt, irritiert worden.

„Stört nicht den heiligen Schlaf der Prinzessin!“ hatte Huica gesagt. Und Dorian hatte geglaubt, daß man mit ihr auch die „Schrecken ihrer Alpträume wecken würde. Dabei war es genau umgekehrt. Solange Machu Picchu träumte, gebar sie auch in ihren Alpträumen diese Ungeheuer. Jean Daponde hatte das schon vor seinem Tod erkannt und wollte Dorian davon unterrichten. Er hatte verlangen wollen, daß man sie weckte; doch mitten im Satz war er gestorben.

Jetzt war für Dorian alles klar: Wenn es gelang Machu Picchu zu wecken, dann war auch ihr Traum zu Ende, und die Ungeheuer würden sich in Nichts auflösen, diese Ungeheuer,

die die wahren Wächter ihres Schlafes waren und gleichzeitig ihre Peiniger. Klar, daß sie zu rasen begannen, wenn man die Knoten des Quipus öffnete, denn das bedeutete ihre Vernichtung und Machu Picchu Erwachen.

Draußen ging das höllische Inferno weiter. Und nun ratterten auch die ersten Salven aus den Gewehren der Männer in der Pyramide.

„Schießt aus allen Rohren!“ brüllte Elmar Freytag, während er breitbeinig dastand und von den Rückstößen seines Schnellfeuerengewehres durchgeschüttelt wurde.

Dorian ließ sich davon nicht beirren. Er wußte, daß die wilde Attacke der Ungeheuer nur ein letztes Aufflackern ihrer magischen Lebensenergie war. Wenn Machu Picchu aufwachte, dann würden sie sich in Nichts auflösen.

Dorian öffnete mit fliegenden Fingern weitere Knoten des Quipus.

Und da schlug Machu Picchu die Augen auf. Ihr Gesicht war verzerrt, als litte sie große Schmerzen.

„Deine Qualen haben bald ein Ende“, versprach ihr Dorian. „Du mußt jetzt wach bleiben! Du darfst nicht mehr einschlafen, damit du nicht träumen kannst!“

Sie starrte ihn mit ihren großen Augen verständnislos an. Dann blickte sie zu Rogard und ergriff schnell Dorians Arm, als erhoffte sie sich von ihm Rettung.

„Wecke mich! Schnell!“ flehte sie. „Ich treibe dahin und entferne mich immer weiter. Schnell, bevor ich außer Reichweite bin!“

„Du bist doch wach“, sagte Dorian eindringlich. „Du mußt nur fest daran glauben.“

Sie schüttelte verzweifelt den Kopf.

„Doch!“ redete er ihr ein. „Glaube daran, daß du wach bist, dann kannst du auch dein zweites Ich wecken!“

„Es treibt den Strom ohne Wiederkehr dahin - den Strom ohne Wiederkehr, der dennoch ewige Wiederkehr bedeutet.“

Ihre Verzweiflung griff auf Dorian über. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Dabei wußte er, daß die Lösung so nahe war. War es denn nicht möglich, sie endgültig zu wecken, wenn sie selbst den festen Glauben daran hatte?

„Du mußt daran glauben, Machu Picchu!“

Dorian wandte sich zum Eingang um. Über die Köpfe der Kameraden hinweg sah er im Schein der restlichen Taschenlampen vor dem Tempel ein Gewirr von abscheulichen Körpern. Der Hof war mit dem Blut der Ungeheuer aus Machu Picchu Alpträumen getränkt.

„Ihr müßt aushalten!“ rief Dorian den Gefährten zu. „Der Spuk hat gleich ein Ende.“

„So?“ meinte Elliot Farmer sarkastisch und wechselte das leere Magazin gegen ein volles aus. „Ich habe eher den Eindruck, daß es immer mehr Ungeheuer werden.“

Sacheen schrie auf, als sich eine Fledermaus in ihren Haaren verkrallte. Parker trennte dem Untier mit der Machete einen Flügel ab und erdrückte das zuckende Ding zwischen seinen Händen, bevor es mit seinen Vampirzähnen nach ihm schnappen konnte.

„Zündet die Fackeln an!“ befahl er. „Wir werden diese Bestien ordentlich schmoren lassen.“

Dorian wartete nicht ab, bis die Gefährten die Fackeln entzündet hatten und sie in die Reihen der Ungeheuer warfen. Er wandte sich wieder Machu Picchu zu.

Die Prinzessin lag auf dem Opferstein und schlief. Dorian empfand in diesem Moment eine solche Enttäuschung, daß er das Quipu am liebsten in tausend Stücke gerissen hätte. Aber dann würde Machu Picchu wahrscheinlich bis in alle Ewigkeit schlafen - und träumen müssen.

„Sie schwimmt im Fluß und wird bald den Orinoco erreicht haben“, murmelte Rogard.

Dorian horchte auf. „Was sagen Sie da, Professor?“

Rogard preßte sich schuldbewußt eine Hand auf den Mund. „Ich wollte es nicht sagen“, beteuerte er. „Abraham und ich haben Pesce versprochen, ihn nicht zu verraten. Und daran muß man sich halten. Aber - ich glaube, daß nicht Sie es waren, Hunter, der Machu Picchu quälte, sondern Pesce selbst. Ja, ich denke, Sie verstehen Machu Picchu.“

„Was wissen Sie über Pesce?“ drängte Dorian.

„Abraham und ich haben ihn beim Fluß getroffen, als er gerade mit Machu Picchu auf den Steg trat, von wo aus der dämonische Atahualpa seine Opfer die lange Reise antreten ließ.“

„Weit, weit weg“, murmelte da Machu Picchu. „Der Strom trägt mich. Kann mich niemand wecken?“

Dorian nahm sie an den Schultern und setzte sie auf. Sie öffnete die Augen.

„Erzählen Sie weiter, Rogard!“ verlangte Dorian.

„Pesce hat uns erzählt, daß er Machu Picchus letzten Wunsch erfüllen wollte“, fuhr Rogard fort. „Er schickte uns fort. Aber Abraham und ich schlichen uns zurück und sahen, wie er die Hände der Prinzessin auf dem Rücken zusammennagelte, sie durch Dutzende große Blutegel zur Ader ließ und dann ihren in ein Netz gebundenen Körper in den Fluß warf. Dabei tobte er und benahm sich auch sonst seltsam. Wir hörten ihn weinen und meinten, daß er um die Prinzessin trauere. Aber jetzt bin ich nicht mehr sicher ...“

„Aber daß es Machu Picchu war, die er rituell opferte, dessen sind Sie sicher?“

„Ich kenne doch die Prinzessin!“ sagte Rogard leicht empört

und nahm nur äußerst widerwillig den Blick von der Schlafenden, um Dorian böse anzufunkeln.

„Haben Sie sich denn nicht gewundert, daß Machu Picchu den Fluß hinuntertreibt, während sie gleichzeitig auch hier ist?“ wollte Dorian wissen.

Da lächelte der geistesgestörte Biologe. „Machu Picchu kann doch mit ihren Träumen überall sein.“

Da fiel es Dorian wie Schuppen von den Augen, und er wurde mit einem Schlag ganz ruhig. Er empfand keine Eile mehr, obwohl die Alptraumungeheuer sie arg bedrängten.

„Dorian, willst du uns nicht lieber mit der Waffe in der Hand unterstützen?“ rief Parker über die Schulter. Er mußte laut brüllen, um die Schußdetonationen zu übertönen. „Auf deine Art kommst du doch nicht weiter.“

„Haltet nur noch wenige Minuten aus!“ erwiderte Dorian. „Gleich ist alles vorbei.“

„Das habe ich doch schon einmal gehört?“ rief Elliot Farmer.

Seine Linke hing schlaff von der Schulter herab. Einer der kleinen Nager hatte sich darin verbissen; und obwohl Elliot Farmer das Tier mit dem Buschmesser zerstückelt hatte, mußte er den Schädel mit dem messerscharfen Gebiß gesondert abtrennen.

Sacheen hatte ihr Gewehr mit Machete und Peitsche vertauscht. Sie kämpfte wie eine der sagenhaften Amazonen, denen sie im Dschungel begegnet waren. Gerade holte sie mit der Peitsche eine der Schlangen mit dem Krokodilschädel heran. Parker erschlug das Scheusal mit dem Gewehrkolben.

David Astor, der bisher fast ausschließlich mit Bibel und Rosenkranz für das Gute gekämpft hatte, stellte jetzt auch seinen Mann. Von ihm war jeder Schuß ein Volltreffer. Er tötete die Ungeheuer ohne Skrupel, denn für ihn waren es ohnehin nur Ausgeburten der Hölle, die Verkörperung alles

Bösen - und überhaupt des Bösen, das nicht einmal von dieser Welt stammte.

Elmar Freytag hatte nicht mehr die Kraft zum Stehen. Der Schmerz in seinem verwundeten Bein, an dem sich einer der wieselflinken Nager verbissen hatte, war zu übermächtig geworden. Manchmal wurde ihm schwarz vor Augen, aber mit schier übermenschlicher Anstrengung kämpfte er immer wieder erfolgreich gegen eine Ohnmacht an.

Dorian tat, als ginge ihn das alles nichts an. Er wußte, daß er die Lösung ihres Problems gefunden hatte. Wenn er außer Triumph über den bevorstehenden Sieg gegen das Böse noch etwas empfand, dann war es Mitleid für Machu Picchu. Während er Knoten um Knoten des Quipus löste, wand sie sich auf dem Opfertisch unter unsäglichen Qualen. Dorian wischte ihr zwischendurch über die schweißnasse Stirn. Er wußte jetzt mit ziemlicher Sicherheit, wie es kommen konnte, daß sie an zwei Orten gleichzeitig war; er hatte das Rätsel des Reliefs gelöst, das sie doppelt zeigte; er brauchte nur noch eine letzte Bestätigung - und die war nicht einmal unbedingt erforderlich. „Wo bist du jetzt, Machu Picchu?“ fragte er.

Fünf der Schnüre waren bereits entknotet. Draußen tobten die Ungeheuer. Sie versuchten sich noch ein letztes Mal gegen jene aufzubäumen, die ihr Schicksal besiegeln würden.

„Ich treibe im Fluß“, kam es stöhnend über ihre Lippen. „Findet mich denn niemand, der die Bande zu meinen Alpträumen trennen kann?“

„Es wird geschehen, Machu Picchu“, antwortete Dorian. „Du treibst gar nicht im Fluß. Du bist im Sonnentempel. Und du träumst nicht mehr.“

„Doch!“ Es klang wie ein qualvoller Aufschrei.

„Nein, dein anderes Ich träumt. Du bist wach. Du lebst!“

Diese Worte versetzten Dorian einen Stich. Jetzt kannte er die endgültige Wahrheit. Es war also doch die echte Machu

Picchu, die von Pesce gefoltert und in den Fluß geworfen worden war. Er hatte sie rituell hingerichtet; und nun trieb sie dem Orinoco entgegen und träumte ihre Wirklichkeit gewordenen Alpträume. Die Prinzessin, die vor ihm lag, war selbst nur eine Traumgestalt. Ich träume, darum bin ich. Das war das Rätsel des Reliefs, das Machu Picchu mit zwei Körpern zeigte. Sie besaß nicht nur eine gesplante Persönlichkeit, sondern auch zwei Körper. So wie Machu Picchu von den Ungeheuern träumte, konnte sie auch von sich selbst träumen. Da sie selbst zum Schlafen verdammt war, hatte sie ihr anderes Ich in einem Traumkörper ausgeschickt, um einen Retter zu suchen, der sie von den Alpträumen erlöste. Und Machu Picchu träumte auch noch den Traum von ihrem Leben, während sie den Fluß hinuntertrieb, nicht tot war und nicht lebte, sondern träumen mußte - solange von ihren Alpträumen gefangen war, bis jemand die Knoten des Quipus löste.

Und Dorian hatte bereits mehr als zehn Schnüre entknotet. Was würde aus der Traum-Machu-Picchu werden, wenn alle Knoten des magischen Quipus gelöst waren? Würde sie vergehen wie die Ungeheuer der sie plagenden Alpträume? Oder durfte sie den Traum von einem Leben weiterträumen?

Dorian würde es ihr gönnen.

„Du träumst, daß du bist - und du bist“, redete ihr der Dämonenkiller zu. „Träume diesen Traum weiter, solange es dir beliebt!“

Es war auch sein Wunsch.

Dorian hatte den Eindruck, als sei das Gewehrfeuer schwächer geworden.

„Wir haben kaum noch Munition“, sagte irgend jemand.

Dorian hörte die Stimme wie aus weiter Ferne und erkannte sie nicht.

„Täusche ich mich - oder sind die Ungeheuer weniger

geworden?“

„Verdammt, ich träume wohl!“

„Mich laust der Affe! Ich muß übergeschnappt sein, denn wie könnte ich sonst sehen, daß sich eines der Scheusale in Luft aufgelöst hat?“

„Das ist keine Täuschung. Die Ungeheuer verschwinden tatsächlich.“

David Astor legte sein Gewehr weg, sank auf die Knie und betete.

„Stellt das Feuer ein!“ befahl Parker. „Spart die Munition für den Rückweg ins Camp auf!“

Sacheen lehnte sich erschöpft gegen ihn.

Machu Picchu beruhigte sich und öffnete endgültig die Augen. Sie setzte sich auf - und zum erstenmal sah Dorian sie lächeln.

Er hatte den letzten Knoten des Quipus gelöst. Der Alptraum war vorbei; aber die Traum-Machu-Picchu war geblieben.

Dorian atmete auf. Ein gnädiges Schicksal gestattete, daß die untote Machu Picchu, die dem Orinoco zutrieb, den Traum von einem freien Leben weiterträumen durfte.

Der Tempelhof war zu einem Schlachtfeld geworden. Der Boden war mit dem Blut der Ungeheuer getränkt. Ihre Kadaver bildeten unförmige Berge von Fleisch.

Das erste Licht des neuen Tages offenbarte den acht Menschen, die aus dem Sonnentempel traten, viel deutlicher die abstoßenden Einzelheiten an den Scheusalen, als es der Schein ihrer Taschenlampen vermocht hatte. Und den Kadavern entströmte ein Gestank, daß ihnen übel wurde.

„Warum sind nicht auch die Kadaver verschwunden, als der Alptraum zu Ende ging?“ fragte Elmar Freytag.

„Sie sollen uns eine Mahnung sein“, sagte David Astor.

Dorian erwiderte auf diese philosophische Deutung nichts. Warum sollte er versuchen, das Gewesene zu analysieren?

„Es ist vorbei“, sagte er.

Machu Picchu hatte sich schuttsuchend an ihn geschmiegt. Und es schien auch ganz selbstverständlich, daß Dorian einen Arm um sie legte, nicht besitzergreifend, sondern beschützend.

„Es ist noch nicht vorbei“, murmelte sie so leise, daß nur Dorian es hören konnte. „Gehen wir schnell aus der Stadt fort. Der Alptraum kann jederzeit wieder aufflackern.“

Selbst wenn einer der anderen ihre Worte gehört hätte, verstanden hätte er ihr altertümliches Spanisch doch nicht auf Anhieb.

Sie suchten sich ihren Weg durch die stinkenden Kadaver. Ihre Stiefel hinterließen in dem aufgeweichten Boden Abdrücke und verursachten schmatzende Geräusche.

„Was wohl aus Pesce geworden ist?“ fragte da Elliot Farmer.

„Hoffentlich hat ihn der Teufel geholt“, meinte Jeff Parker inbrünstig.

Sie waren alle froh, als sie den Tempelhof hinter sich gelassen hatten und den Dschungelrand erreichten.

Seit Pesces Namen erwähnt worden war, mußte Dorian ständig an ihn denken. Eigentlich hatten sie all die Schrecken der vergangenen Nacht ihm zu verdanken. Mein Gott, daß ist alles in einer einzigen Nacht passiert! Wenn Pesce die schlafende Machu Picchu nicht gefoltert hätte, wer weiß ...

„Kannst du verzeihen?“ fragte die Machu Picchu an seiner Seite.

Dorian wußte im ersten Moment nicht, was sie meinte; und er war sich später nicht sicher, vermutete aber, daß sie seine Gedanken erraten hatte. Selbst wenn *er* sich an Pesce nicht rächte, so würde sich Pesce doch vor einem Gericht

verantworten müssen. Er hatte zuviel auf dem Kerbholz. Andererseits wiederum konnte man ihm nicht den Prozeß machen, weil er eine Inka-Prinzessin gefoltert hatte, die eigentlich bereits seit Jahrhunderten tot sein mußte. Und wenn Machu Picchu ihm verzieh ...

„Wartet hier auf mich!“ sagte Dorian zu den Gefährten.

Er wollte zum Fluß hinunter, sich die Stelle ansehen, von wo aus die schlafende Inka-Prinzessin ihre lange Reise angetreten hatte. Machu Picchu begleitete ihn.

Die Gefährten riefen hinter ihm her, wollten wissen, was er vorhatte; aber er antwortete ihnen nicht. Schweigend verschwand er mit Machu Picchu im Dschungel.

Es schien ihm, daß er den verwilderten Pfad zum erstenmal entlangging. Die wild wuchernde Vegetation des Dschungels verändert sich ständig. In einem Jahr konnte eine größere Lichtung zugewachsen sein. In einigen Jahren würde der Dschungel die Inka-Stadt Manoa überwuchert haben.

Dorian erinnerte sich noch gut an den Tag, als er als Georg Rudolf Speyer im Gefolge des spanischen Konquistadors Martinez an den Fluß gekommen war, von dem aus der dämonische Atahualpa seine rituell verpackten Opfer auf die lange Reise schickte. Damals hatte dieser Fluß einen ganz anderen Verlauf genommen, hatte sich viel weiter von Manoa entfernt durch den Dschungel gewälzt; jetzt konnte man das Flußbett in kaum einer halben Stunde erreichen.

Dorian war so in Gedanken versunken gewesen, daß er gar nicht bemerkte, wie Machu Picchu zurückblieb. Auf einmal stellte er fest, daß sie verschwunden war.

„Pfoten hoch!“

Pesce, ein Gewehr im Anschlag, trat durch die Büsche. „Hast du etwa mich gesucht, Hunter?“

Pesce sah so verwildert und heruntergekommen aus, als hätte

er seit Jahren im Busch gelebt.

„Nein“, erwiderte Dorian. Die Waffe beeindruckte ihn nicht. „Ich wollte mir nur die Stelle ansehen, von wo aus Machu Picchu die endlose Reise angetreten hat.“

Pesce lachte krächzend. „Endlos ist gut. Ihre Reise wird nur so lange dauern, bis Piranhas oder Krokodile sie stoppen.“

„Warum hast du es getan, Pesca?“

„Warum?“ Der Italiener schien nachzudenken, dann sprudelte es aus ihm heraus. „Sie wollte nicht reden. Mann, ich drehte einfach durch, weil dieses Aas nicht den Mund auf tun wollte. Ob du mir glaubst oder nicht, Hunter, ich wollte sie nicht töten. Ich dachte nur, daß ich vielleicht an mein Ziel kommen könnte, wenn ich das Opferritual nachvollziehe.“

„Aber du hast den Schatz nicht gefunden“, stellte Dorian fest. „Du hast nur erreicht, daß alle Schrecken ihrer Alpträume Wirklichkeit wurden und über uns herfielen.“

„Das ist nicht wahr“, verteidigte sich Pesca. „Ich habe euch gerettet. Ihr wäret alle draufgegangen, wenn ich Machu Picchu nicht gerichtet hätte.“

„Ich dachte, du wolltest ihr nichts antun?“

Pesce sah sich in die Enge getrieben. „Was soll's Hunter, Ich weiß, daß du mich nicht leiden kannst. Du würdest mir selbst einen Strick daraus drehen, wenn ich nur hustete. Aber ich werde dir wirklich was husten. Mich bekommst du nicht. Lieber schicke ich dich der Inka-Prinzessin nach.“

Pesce hob entschlossen das Gewehr. Da wurden seine Augen plötzlich groß, und sein Gesicht verlor alle Farbe.

„Nein! Das ... das ... Nein!“ stammelte er.

Neben Dorian war Machu Picchu aufgetaucht. Sie sagte keinen Ton, kam nur gemessenen Schritts heran und ließ Pesca nicht aus den Augen.

Der wich bis an einen Baum zurück. Er zitterte am ganzen

Körper. Speichel troff ihm von den Lippen. Plötzlich schleuderte er mit einem Aufschrei das Gewehr von sich und rannte davon. Er achtete nicht darauf, in welche Richtung er lief. Er wollte nur fort von hier. Es konnte nicht wahr sein! Machu Picchu war tot! Er floh vor einem Gespenst! Jawohl! Er wollte fort von diesem Geist - irgendwohin.

Pesce rannte gegen ein Hindernis. Er erkannte erst nach dem Zusammenstoß, daß es sich um eine menschliche Gestalt handelte. James Rogard!

Pesce schluchzte auf. Er war mit den Nerven völlig am Ende.

„Warum denn diese Hast, Pesca?“ sagte Rogard in der gemächlichen Art, wie sie Geistesgestörten oft zueigen ist. „Wir brauchen keine Eile zu haben. Den Schatz nimmt uns niemand weg. Die anderen wagen sich nicht mehr nach Manoa hinein. Der Schatz gehört uns.“

„Sie sind ja verrückt“, keuchte Pesca. „Wovon sprechen Sie denn überhaupt?“

Rogard tat verwundert. „Ich dachte, Hunter hätte Ihnen erzählt, daß wir den Schatz gefunden haben.“

Pesce erinnerte sich plötzlich an sein Gespräch mit Hunter.

Und in seine Gedanken hinein begann Rogard zu schwärmen. „Das Gold ist im Saal *der Träume*. Alle Wände und der Boden und die Decke sind mit Gold ausgelegt. Zentimeterdicke Reliefe aus Gold. Tonnen von Gold. Unermeßlicher Reichtum.“

„Sie spinnen“, behauptete Pesca, aber er folgte dem Biologen, der sich langsam in Bewegung gesetzt hatte.

Gold! Wozu brauchte er es eigentlich? Sein Alter hatte Geld genug; er konnte bis ans Ende seiner Tage davon zehren.

Aber es war der Inka-Schatz! Es ging ihm nicht nur um den Reichtum. Es galt auch, sich selbst zu bestätigen. Es ging um das Gefühl, etwas geleistet zu haben. Mit dem Reichtum, den

er sich selbst verschafft hatte, konnte er das Halbblutflittchen Sacheen kaufen und ... Oh, sie würde leiden! Und er würde sich an ihren Schmerzen weiden.

Sie betraten die Inka-Stadt, verschwanden über eine Treppe in dem unterirdischen Labyrinth und kamen in den Saal.

„Gold!“ entfuhr es Pesce ehrfürchtig. „Wahrhaftig! Alle Wände sind aus Gold. Ich könnte Sie umarmen, Professorchen!“

Rogard stand nur da und beobachtete Pesce mit einem geheimnisvollen Lächeln. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich auch nicht, als die Reliefe an den Wänden sich plötzlich zu verformen begannen und sich bewegten, als hätten sie ein eigenes Leben.

„Ich kann doch nicht verzeihen!“ rief Machu Picchu aufschluchzend und warf sich Dorian an die Brust. „Es - ist stärker als ich. Ich komme nicht dagegen an. Der Traum - er läßt mich nicht los.“

Sie hatten die anderen erreicht, die die verbliebene Ausrüstung zusammengetragen hatten. Sie wollten bald aufbrechen zum Camp am Rio Negro.

Dorian hörte ihre Gespräche nur wie aus weiter Ferne.

Elmar Freytag sinnierte darüber nach, ob das Gold im Saal *der Träume* echt gewesen war oder ebenfalls nur eine Traumreflexion der schlafenden Machu Picchu. Aber nicht einmal er verspürte Lust, Manoa noch einmal zu betreten. Machu Picchus Mahnung, daß die Alpträume wiederkommen könnten, war noch gut in seiner Erinnerung.

Jeff Parker bot ihm an, ihm in den Staaten - oder in irgendeinem Land der Erde - einen Job zu verschaffen. Aber Freytag hatte sich anders entschlossen. Er wollte sich David Astor anschließen und an seiner Seite missionarisch tätig sein.

„Ich kann ohne den Dschungel nicht mehr leben“, begründete er seinen Entschluß mit einem scherzhaften Unterton.

Elliot Farmer machte von allen das unzufriedenste Gesicht. Er wußte noch immer nicht, ob er einen Erlebnisbericht schreiben sollte oder einen Roman. Für einen Erlebnisbericht wäre der Schluß - der Kampf gegen die Alptraummonster - unglaublich gewesen; und für einen Roman unbefriedigend. Kein Leser würde sich damit zufriedengeben, daß der Held der Inka-Stadt Manoa, nach der Generationen von Menschen gesucht hatten, einfach den Rücken zukehrte, ohne den Versuch gemacht zu haben, das letzte Geheimnis zu ergründen, den sagenhaften Schatz zu heben. Aber in das unterirdische Labyrinth zu gehen, dazu verspürte auch er keine Lust.

Da ertönte plötzlich aus den Tiefen der Erde ein Grollen. Unter ihren Füßen erbebt der Boden. Ihnen war, als stünden sie auf schwankenden Schiffsplanken.

„Ein Erdbeben?“ wunderte sich David Astor.

Dann blickte er zu Machu Picchu, die sich verzweifelt an Dorian klammerte; und er ahnte, daß es sich hier um ein letztes Aufflackern ihrer Alpträume handelte.

Die Bodenerschütterungen erfaßten die Inka-Stadt. Der Tempel begann zu schwanken. Einzelne Steinquader brachen aus und krachten in die Tiefe. Ein Spalt tat sich in der Erde auf, verschlang ganze Bauwerke und die Berge aus Tierkadavern.

Elliot Farmer betrachtete das phänomenale Schauspiel mit verklärtem Gesicht. Ein Wunder schien sich hier anzubahnen; er schien doch noch einen effektvollen und befriedigenden Schluß für seinen Bestseller zu finden.

Sie rafften ihre Ausrüstung zusammen und flohen von diesem verfluchten Ort. Sie wollten fort aus dem Dschungel der Dämonen und dem tödlichen Alptraum so schnell wie möglich entfliehen.

Und während sie aus dem El Dorado flohen, nahm sich Dorian vor, Machu Picchu mit in die Zivilisation zu retten, gut zu ihr zu sein und sie zu verwöhnen - solange der Traum von ihrem Leben andauerte.

ENDE